

aviso

1|2012

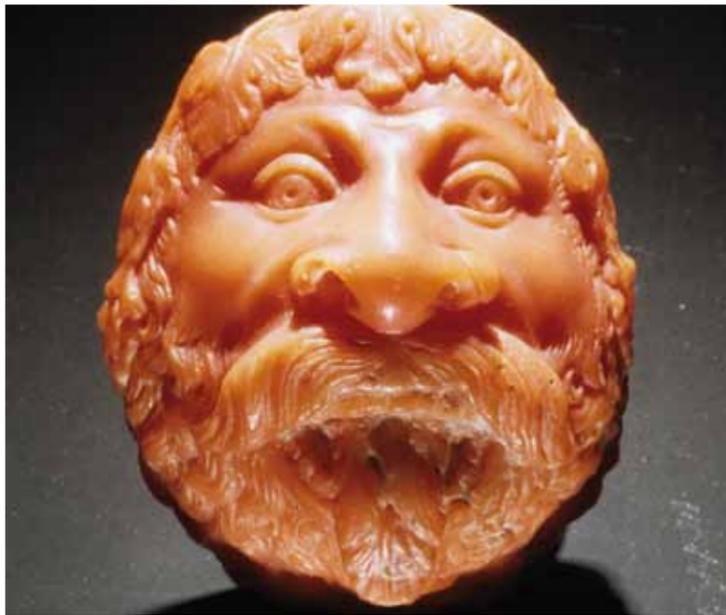


Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

THOMAS STEINFELDS LAUDATIO AUF **BRIGITTE KRONAUER** ZUM JEAN-PAUL-PREIS // **DIETER HANITZSCH** PORTRÄTIERT **MICHAEL KRÜGER** // **JOSEF H. REICHHOLF** FREUT SICH AUF DEN FRÜHLING // **NORA GOMRINGER** ÜBERWINTERT MIT ISLÄNDERN IN BAMBERG // FÜR **HERBERT KAPPAUF** SIND WUNDER MÖGLICH // FÜR **WERNER RITTER** ÜBERWINDEN SIE LEBENSBEGRENZUNGEN // **RAINER ROSENZWEIG** SIEHT SIE ALS WAHRNEHMUNGSPROBLEM.



WUNDER



Astrolab und Pflaumenkern | Sigrid Sangl | Seite 10



»Des Glaubens liebstes Kind« | Werner H. Ritter | Seite 16



Wunder geschehen nicht... | Ulrike Popp-Baier | Seite 20



Wunder in der Medizin | Herbert W. Kappauf | Seite 28

EDITORIAL 3

WORAUF ICH MICH FREUE 4

AUS MEINEM SKIZZENBUCH 5

Für **Michael Krüger**, den Leiter des Hanser Verlags, greift sogar **Dieter Hanitzsch** zur Feder.

AVISIERT 6

BAYERNS VERBORGENE SCHÄTZE 8

DIE GESCHICHTE VOM PASSAUER SILBERSCHATZ

Von den Fürstbischöfen versteckt, von der Hausmeisterin wiederentdeckt. **Markus Wennerhold**

COLLOQUIUM

WUNDER

ASTROLAB UND PFLAUMENKERN 10

Zur Wiederbelebung der Wittelsbacher Wunderkammer mussten manche Mirabilia erst wieder neu gesammelt werden. **Sigrid Sangl**

»...DES GLAUBENS LIEBSTES KIND« 16

ist das Wunder zwar nicht mehr jedem Theologen, wohl aber **Werner H. Ritters** theologisches Lieblingsthema.

WUNDER GESCHEHEN NICHT, SIE WERDEN ERLEBT 20

und wer's erfährt, wird (oder macht) selig. Den Papst etwa. **Ulrike Popp-Baier**

WAHRNEHMUNG, TÄUSCHUNG UND ERKENNTNIS 24

Des Wahrnehmungspsychologen Blick entlarvt so manches Wunder als Irrtum. **Rainer Rosenzweig**

WUNDER IN DER MEDIZIN 28

gibt es selten, aber doch. Heute nennt man das »Spontanheilung« und sucht weiterhin nach Erklärungen. **Herbert W. Kappauf**

AVISO EINKEHR 32

DAS RESTAURANT HAUPT IM AUGSBURGER PRINZ-KARL-PALAIS

Frank Heindl führt uns in den einstigen Augsburger Militärbezirk aus.

WERKSTATT 34

HABENT SUA FATA ARCHIVI

Das Schwarzenberg-Archiv kehrt nach Franken zurück. **Daniel Burger** und **Bernhard Grau**

RESULTATE 38

»...DAS HERBEIGESCHWEIFT KOMMENDE UND IM FLÜCHTIGEN ERHASCHTE LEBEN«

finden wir in Jean Pauls wie in Brigitte Kronauers Schreiben. **Thomas Steinfelds** Laudatio zur Verleihung des Jean-Paul-Preises.

DEBÜTANTEN IM PORTRÄT 44

Die Kunstförderpreisträger 2011.

WANN TREFFEN WIR SIEBEN WIEDER ZUSAMM? 46

10 Jahre Bayerischer Museumswein: Ganz im Sinne des Bayerischen Landtags, der schon anno domini 2000 beschlossen hat, es möge fürderhin nur noch Frankenwein getrunken werden, wenn der Freistaat feiert. **Stefan Krimm**

POSTSKRIPTUM/IMPRESSUM 50

PETER ENGEL: WIE ICH ES SEHE.....51



Dr. Wolfgang Heubisch, Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER,

Ein Wunder ist, was Grenzen sprengt und uns staunen lässt. Die Messlatte dafür, was uns heute noch wunderbar erscheint, ist hoch, schon weil die virtuellen Welten – Werbung, Spiel- und Trickfilme, digitale Spiele – uns unablässig ein Wunder nach dem anderen vorgaukeln: Überwindung von Schwerkraft, Raum und Zeit, Unverletzbarkeit von Helden, schlagartige Verjüngung, Metamorphosen aller Art. Die fiktiven Wunderwelten zeigen vor allem eines: das Bedürfnis des Menschen, die eigene existenzielle Begrenztheit zu überwinden. Um die Faszination des Wunderbaren wussten schon die Regenten früherer Jahrhunderte, die Wunderbares sammelten und ausstellten. Die Kunst- und Wunderkammer Burg Trausnitz erinnert etwa an die große Tradition der bayerischen Kunstkammern, die sich die Wittelsbacher Herzöge einrichteten. Heute staunen wir über die Wunder der Technik und Medizin, die längst dem gleichkommen, oftmals auch das übertreffen, was in früheren Zeiten als Wunder betrachtet worden wäre. Dennoch sind Wunder im engeren Sinne wieder im Gespräch, besonders seit der Seligsprechung von Papst Johannes Paul II., und der Wunderglaube ist weiter verbreitet, als wir gemeinhin annehmen, das zeigen Umfragen der letzten Jahre. Auch wenn man sich Wunderphänomenen mit Skepsis nähert, so gibt es doch erwiesenermaßen Spontanheilungen bei Krankheiten, die als unheilbar gelten. Wer eine solche Erfahrung gemacht hat, für den dürfte das eigene Erleben wichtiger sein als die Frage, ob es dafür eine Erklärung gibt.

WORAUF ICH MICH FREUE

JOSEF H. REICHHOLF



GANZ UNMITTELBAR FREUE ich mich auf das Miterleben des Jahreslaufes. Im ausgehenden Winter werden wieder Millionen Schneeglöckchen in den Auen an der Salzachmündung blühen. Erste Schmetterlinge werden in der Märzsonne fliegen; die Zugvögel kehren zurück. Wie jedes Jahr begeistern mich beim Ausbrechen des jungen Grüns aus den Knospen die Rufe des Kuckucks, dann das Flöten des Pirols und die Chöre der Laubfrösche im Mai. Ich werde die Blitze der Glühwürmchen in den feuchtschwülen Mittsommerabenden erwarten, den Sommerwind, die Farben des Herbstes und den ersten Schnee genießen. Auf die nächsten hundert Bücher, die ich zu lesen vorhabe, freue ich mich. Nicht mehr eingeschränkt von Dienstzeit und universitären Verpflichtungen, die mit dem Sommersemester für einen Biologen so ungünstig von Mitte April bis Mitte Juli liegen, kann ich mit meiner Frau das *carpe diem* praktizieren und unsere Tage nach Lust und Laune gestalten. Sollte das Wetter wie in den letzten Sommern zu schlecht werden, fahren wir der Sonne entgegen. Ob im Süden oder hier, spannend wird es auf jeden Fall, wenn ich mich im Sinne von Ernst Jünger als »subtiler Jäger« in die Welt der Tiere und Pflanzen vertiefe. Viel habe ich mir das Jahr über vorgenommen; der Terminkalender, der nur noch selbst Gewähltes und nichts Auferzwungenes mehr enthält, weist die dafür nötigen Zeiten als »frei« aus. Ein geplantes Jahr wird es deswegen nicht. Vorhaben betrachte ich als Möglichkeiten, die ich wahrnehmen werde, wenn es die Umstände zulassen. Kommen darf es dennoch anders. Überraschendes ist willkommen. Auf das Nichtgeplante, weil nicht Planbare, freue ich mich sogar ganz besonders. Es wird die wichtigsten Anregungen bringen. Kaum jemals lassen sich Pläne ganz nach Plan durchziehen. Es ist die Flexibilität, die

uns für das Unerwartete offen hält. Wer sich zu sehr festlegt, schränkt sich ein. Neues wird zwangsläufig zur Belastung. In festen Ab-Sichten, selbst in den besten, steckt stets ein Quäntchen Ab-Wertendes. Verengt es doch die Sicht, die wir uns frei halten sollten auf das Neue, um es unvoreingenommen annehmen zu können. Daraus erwächst jene Vorfreude, die nicht mit der Erfüllung des Geplanten schwindet, sondern sich steigert in Erwartung des Unerwarteten. Daher freue ich mich besonders darauf, nun verschiedene Forschungen, die ich in den 1960er und 1970er Jahren in den Auen und an den Stauseen am unteren Inn durchgeführt hatte, überprüfen zu können. Was brachte die Zeit? Stimmen meine Schlussfolgerungen noch? Trafen die Prognosen ein? War mein Urteil verfrüht und daher ein Vorurteil? Die Natur ist viel dynamischer als uns lieb ist. Wir möchten sie statisch und unseren Festlegungen gehorchend haben. Doch alles Geschehen ist Geschichte, Naturgeschichte. Sie lässt sich, wie auch unsere Menschengeschichte, nicht vorausplanen. Das hält die Zukunft offen und macht das Leben so spannend. Tag für Tag freue ich mich auf's Neue darauf.

Professor Dr. Josef H. Reichholf leitete bis zu seiner Pensionierung im April 2010 die Wirbeltierabteilung der Zoologischen Staatssammlung in München und lehrte an beiden Münchner Universitäten. Er ist Mitglied der Kommission für Ökologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, hat viel Feldforschung betrieben und zahlreiche Bücher geschrieben. 2011 erschienen: »Das Rätsel der grünen Rose und andere Überraschungen aus dem Leben der Pflanzen und Tiere« im Oekom-Verlag, München, »Naturgeschichte(n): Über fitte Blesshühner, Biber mit Migrationshintergrund und warum wir uns die Umwelt im Gleichgewicht wünschen« bei Knaus, München und »Der Ursprung der Schönheit: Darwins größtes Dilemma« bei C.H. Beck, München. Josef H. Reichholf lebt mit seiner Frau Miki Sakamoto in Neuötting.

© Miki Sakamoto

Diederichs **AUS MEINEM SKIZZENBUCH**
MICHAEL KRÜGER
GESCHÄFTSFÜHRER
DES CARL HANSER VERLAGS



Diederichs
"DEN SINN MÜSSEN WIR
SELBER HERSTELLEN."



VERANSTALTUNGSREIHE
SCHÖNE DIGITALE WELT?
CHANCEN UND GRENZEN DER
DIGITALISIERUNG

Bayerische Akademie der Wissenschaften und Bayerische Staatsbibliothek München

ab 11.01.2012

Das Internet hat innerhalb kürzester Zeit wichtige Bereiche unseres Lebens und auch die Wissenschaften entscheidend verändert. Die Möglichkeit zum »Always on« ist Vision und Albtraum zugleich. Kulturelles Erbe lässt sich als 3D-Puzzle real und virtuell rekonstruieren. Blogs, Wikis und Co. machen Wissenschaftskommunikation digital. Im digitalen Zeitalter sind die Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten nahezu grenzenlos, die Sphären zwischen Privatem und Öffentlichem vermischen sich. Im transdisziplinären Dialog unternimmt die Gesprächsreihe »Grenzfragen« den Versuch, Bedeutung und Grenzen neuer Erkenntnisse für unser Weltverständnis abzuwägen und zur Klärung beizutragen.

MUSEUMSERÖFFNUNG
POLIZEIMUSEUM

Turm Triva im Bayerischen Armeemuseum
Ingolstadt
seit 19.12.2011



Die umfangreiche Sammlung zur Geschichte der Bayerischen Polizei seit Gründung des Freistaats präsentiert mit rund 450 Ausstellungsstücken die Geschichte der Bayerischen Polizei seit 1918. Uniformen, Ausrüstungsgegenstände, Dokumente und Fotos vermitteln einen Einblick in den Polizeialltag und die Biographien einzelner Polizistinnen und Polizisten. Gleichzeitig bietet die Konzeption einen kritischen Blick von außen auf die jeweilige Rolle der Polizei im Wandel der Zeit von der Weimarer Republik über die nationalsozialistische Diktatur bis hin zum Neuanfang nach 1945 und der weiteren Entwicklung bis in die Gegenwart. Schlaglichtartig hebt die Ausstellung zentrale Ereignisse und deren öffentliche Wahrnehmung hervor, wie die Niederwerfung des Hitlerputsches 1923, die Olympischen Spiele 1972 oder die Proteste in Wackersdorf.

AUSSTELLUNG

REMBRANDTS ERBEN – VERBESSERUNG, VOLLENDUNG UND VERMARKTUNG EINES VEREHRTEN VORBILDS

Veste Coburg, Kunstsammlungen
noch bis zum 12.02.2012

Viele von Rembrandt eigenhändig radierten Radierplatten – Vermächtnis des Künstlers – wurden von Sammlern und Kunstliebhabern späterer Generationen erworben und entsprechend dem jeweiligen Rembrandtverständnis der Besitzer auf der Platte oder im Druckvorgang auf verschiedene Weise verändert. Posthume Variationen v. a. aus dem 18. Jahrhundert geben über Rembrandt-rezeption und Sammlerinteressen Aufschluss. In Gegenüberstellung werden die Unterschiede und die jeweils angestrebten Wirkungen für den Betrachter nachvollziehbar. Mit Leihgaben des Rijksmuseums und des Museums Het Rembrandthuis, beide Amsterdam.



RETROSPEKTIVE
REINER ZIMNIK

Olaf Gulbransson Museum
Tegernsee
22.01.2012-18.03.2012

Ob die schmale Figur des Lektro oder der ewig grantelnde Biertrinker Sebastian Gsangl im abgeschabten Trachtenanzug, ein wahres Münchner Urvieh: Die Figuren der Bildergeschichten von Reiner Zimnik sind alle liebenswürdige, aufmüpfige, knorrige, naive, traurige oder glückliche Einzelgänger und Außenseiter, die dieser Welt eine heilere, unschuldigere entgegensetzen. Die Geschichten des Zeichner-Dichters haben auch noch fünfzig Jahre nach ihrem Entstehen nichts an Aktualität verloren.

AUSSTELLUNG

AKTUELLE ARCHITEKTUR DER OBERPFALZ

Luftmuseum
Amberg

28.01.2012-19.02.2012

Wie lernt man die Architektur einer Region am besten kennen? Die Ausstellung – begleitet vom gleichnamigen Buch – bietet die Möglichkeit zu einer Erkundungsreise mit kundigen Oberpfälzer Architekten – Wilhelm Koch, Manfred Wilhelm und Gerhard Schmidt – durch die Region. Deren Initiativen zur Förderung der Baukultur in der Oberpfalz sind vielfältig und von typischer Oberpfälzer Hartnäckigkeit geprägt, ganz nach dem Motto: »Vorher war nichts, jetzt ist ein bissl was«. Aus dem »Bissl« wurden weit über die regionalen Grenzen anerkannte Bauten wie das Centrum Bavaria Bohemia oder das Innovationszentrum Greißelbach.



AUSSTELLUNG

PYRAMIDION
GEIRPRÚÐUR FINNBOGADOTTIR
HJORVAR UND EGILL
SÆBJÖRNSSON

Kunstverein Ingolstadt in Zusammenarbeit mit dem Internationalen Künstlerhaus Villa Concordia, Bamberg
Ingolstadt

noch bis 12.02.2012

Da wandert ein Mammut über die Wand, eine Glaskugel im Fischernetz erscheint als Bestie und ein Maschendrahtzaun enthüllt sein ästhetisches Potenzial: Die Rauminstallationen Egill Sæbjörnssons lassen durch Lichtprojektionen, Bewegung, Filmbilder und Sound alltägliche Dinge mystisch erscheinen. Die Medienarbeiten von Geirprúður Finnbogadóttir Hjórvor beziehen sich oft auf die Philosophie- und Geistesgeschichte. »Pyramidion« macht Geometrie in ihrer reinsten Form sichtbar und eröffnet zugleich historische und naturwissenschaftliche Bezüge; neben halben Pyramidenbauten zeigt sie Porträts von Ramses II, Joseph Haydn, und Mata Hari. Die international erfolgreichen Künstler aus Island leben und arbeiten derzeit als Stipendiaten in der Villa Concordia in Bamberg.



AUSSTELLUNG

ICH IST EIN ANDERER – GESICHTER EINER EPOCHE
KIRCHNER, KLEE, PICASSO

Franz Marc Museum
Kochel am See

29.01.2012-27.05.2012

Die Entwicklung des Bildnisses in der Kunst der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeigt eine Sicht des Menschen, der sich der eigenen Identität nicht mehr sicher sein kann. Ausgehend von einem Zitat des französischen Dichters Arthur Rimbaud, der 1871 das Befremden dem eigenen Handeln und Befinden gegenüber mit dem Satz »Ich ist ein anderer« ausdrückte, zeigt das Museum eine Ausstellung mit Bildnissen aus einer Epoche des gesellschaftlichen und künstlerischen Umbruchs. Gezeigt werden Porträts von Picasso, Jawlensky, Kokoschka, Heckel, Kirchner, Dix, Modersohn Becker, Klee.



RETROSPEKTIVE
JOHANNES GRÜTZKE

Germanisches Nationalmuseum
Nürnberg
24.11.2012-01.04.2012

Er ist Redner, Schauspieler und musizierender »Erlebnisgeiger« – und vor allem Maler. Johannes Grützkes künstlerisches Werk geht jedoch weit über die Malerei hinaus. Neu zu entdecken sind neben den Gemälden seine vielfältigen Druckgrafiken, Pastelle, Plastiken, Buchillustrationen, literarischen Arbeiten und beeindruckenden Theaterentwürfe: Grützke arbeitete mit dem Regisseur und Theater-Intendanten Peter Zadek zusammen. Noch nie wurde die ganze Bandbreite des in Berlin lebenden, universell arbeitenden Künstlers (geb. 1937) gezeigt, der zu den herausragenden Vertretern der gegenständlichen Malerei in Deutschland zählt.



AUSSTELLUNG

DER LICHTUNG VERLAG.
EIN FORUM FÜR LITERATUR AUS
OSTBAYERN

Literaturarchiv Sulzbach Rosenberg/
Literaturhaus Oberpfalz
Sulzbach-Rosenberg

noch bis 12.02.2012

Eine Lichtung schafft Licht. Es ist das große Verdienst des lichtung verlags, der zeitgenössischen regionalen Literatur und Kunst aus Ostbayern in über 20-jähriger Aktivität ein eigenes Profil verschafft zu haben – und so über die Region hinaus sichtbar zu machen, wie vielfältig sich die literarische Landschaft in der bayerischen Provinz gestaltet. Während der Verlagsarbeit sammelte sich ein Archiv mit Manuskripten, Briefen und Unterlagen an, das nun seinen Weg in das Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg gefunden hat und dessen Bestände um eine wichtige Note bereichert. Die Sonderausstellung präsentiert eine Auswahl an Dokumenten zur Verlagsgeschichte.

SONDERSCHAU

SCHMUCK

Internationale Handwerksmesse Handwerk & Design
München

14.03.2012-20.03.2012

Sieben Tage lang trifft sich die Welt des zeitgenössischen Schmucks und macht München zum Ausgangspunkt neuer Stil prägender Strömungen. Seit Jahren setzen junge Goldschmiede und bekannte Schmuckgestalter mit ihren Exponaten Maßstäbe. Die SCHMUCK ist ein weltweit ausgeschriebener Wettbewerb. Ihren Höhepunkt erlebt die Sonderschau mit der Verleihung des Herbert-Hofmann-Preises am 17. März 2012. Darüber hinaus gruppieren sich rund um die SCHMUCK eine Reihe von Begleitveranstaltungen in Münchner Galerien, Museen und Kulturinstituten.



DIE GESCHICHTE VOM PASSAUER SILBERSCHATZ

VON DEN FÜRSTBISCHÖFEN VERSTECKT, VON DER HAUSMEISTERIN WIEDERENTDECKT



links Eine der zahlreichen Gedenkmedaillen des Schatzes erinnert an die Krönung Georg I. Ludwigs zum König von Großbritannien und Irland im Jahre 1714.

Text: Markus Wennerhold

EINE SCHATZSUCHE WIRD meist mit aufregenden Abenteuern à la Robert Louis Stevensons Piratengeschichte um die Schatzinsel oder mit Indiana Jones in Verbindung gebracht, der sich mit einer geheimnisvollen Schatzkarte im Rucksack durch die Wildnis schlägt. Manchmal liegt der Schatz aber direkt vor der Nase und es braucht nur ein wenig Neugierde, um ihn zu heben. So geschehen in der Staatlichen Bibliothek Passau. Hausmeisterin Tanja Höls fand die Holzschatulle, die seit langem unbeachtet neben einigen unbearbeiteten Nachlässen im Magazin stand. Sie fackelte nicht lange, öffnete das Kästlein und staunte nicht schlecht über den Inhalt: Prachtmünzen und Medaillen aus Silber, Kupfer und Bronze schimmerten ihr entgegen, Münzen, die wie frisch geprägt glänzten. Niemand der im Haus Beschäftigten wusste von diesem Bestand; er ist auch in keinem der Kataloge des Hauses verzeichnet.

Schon die erste Begutachtung zeigte: Der Wert der Sammlung liegt nach ersten Schätzungen im sechsstelligen Bereich. Die 172 Preziosen stellen offensichtlich eine sorgfältig zusammengestellte Sammlung dar. Die ältesten Exemplare stammen aus der Römerzeit, etliche aus der Barockzeit bis hin zur Zeit Napoleons. Diese Münzen wurden nicht als Zahlungsmittel verwendet. Sie waren zum Ausstellen und Herzeigen gedacht.

rechts Tanja Höls, die glückliche Finderin, mit »ihrem« Schatz.

daneben Weitere Gedenkmedaillen des Barock; im Zentrum das größte Stück: Es zeigt ein Porträt Annibale Kardinal Albanis (1682-1751).



ENTWEDER WURDE DIE Sammlung von den Jesuiten zu Unterrichtszwecken zusammengestellt oder aber die Stücke waren Teil der umfangreichen fürstbischöflichen Münzsammlung, die 1803 im Rahmen der Säkularisation nach München verbracht wurde. In beiden Fällen ist es sehr wahrscheinlich, dass die Sammlung 1803 vor den kurfürstlichen Kommissaren versteckt wurde, als die Münzsammlung der Fürstbischöfe gemeinsam mit anderen Schätzen in die Landeshauptstadt abtransportiert wurde. Dieser Zusammenhang dürfte wohl auch die Zurückhaltung der Bibliotheksleiter im Umgang mit der Sammlung noch längere Zeit nach 1803 erklären: Die Vorgänger des heutigen Bibliotheksleiters wussten zwar um die Münzen und Medaillen, publizierten jedoch nie etwas über diese Sammlung und stellten sie auch nicht aus. Der Schatz lag an die zwei Jahrhunderte lang im Dornröschenschlaf.

Die Münzen erzählen also Geschichte, ihre eigene und die, die auf ihnen abgebildet wird: Den bedeutendsten Teilbestand macht eine Gruppe von 28 Gedenkmedaillen der Barockzeit aus. Verherrlicht werden Kaiser und Kirchenfürsten wie Karl VI. und Papst Innozenz XI., der gleich auf drei Medaillen als Fels in der Brandung des Unglaubens gefeiert wird. Eine Medaille erinnert an die Befreiung der Stadt Neuhäusel (das heutige Nové Zámky in der Südslowakei) aus osmanischer Besetzung durch österreichische Truppen im Jahr 1685, eine andere Medaille zeigt Annibale Kardinal Albani (1682-1751) und seine neu erbaute Villa in Nord-Lazium. Aus diesem Teilbestand für Passau besonders interessant ist eine Gedenkmedaille, die anlässlich der Gründung des Passauer Jesuitenkollegs 1612 aufgelegt wurde. Sie zeigt auf der Vorderseite Erzherzog Leopold (1586-1632), die Rückseite trägt eine Widmungsinschrift. Das nun aufgefundene Exemplar weist hier eine interessante, in den einschlägigen Katalogen bisher unbekannt Besonderheit auf: Das Wort »Kolleg« wurde in der Prägeform

ebenso wie die Jahreszahl ausgetilgt und durch »Kirche« und »1677« ersetzt – womit die Medaille für die Gründung der Passauer Studienkirche St. Michael umgewidmet wurde. Für die Staatliche Bibliothek ist das Stück insofern bedeutsam, als das Haus auf die Bibliothek des 1612 gegründeten Jesuitenkollegs zurückgeht.

EINE ZWEITE WICHTIGE Bestandsgruppe sind Münzen der Römerzeit, die im Passauer Raum immer wieder aufgefunden wurden. Vertreten sind vor allem Silberdenare aus der Zeit vor Christi Geburt bis in die Spätantike; unter anderen finden sich Porträts des Marcus Vipsanius Agrippa (63 v. Chr.-12 n. Chr.), des Antoninus Pius (86-161 n. Chr.) sowie des Marcus Antonius Gordianus (225-244 n. Chr.). Zahlenmäßig gut vertreten sind außerdem Kleinzahlungsmittel des Herzogtums, des Kurfürstentums und Königreichs Bayern; Einzelstücke zeigen eine beeindruckende Breite des Spektrums: Es finden sich zwei byzantinische Münzen aus der Zeit um 1000, einige arabische Münzen, französische, italienische und russische Stücke, eine ungarische Tapferkeitsmedaille aus dem Jahre 1705 sowie eine deutsche Taufplakette aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

EIN GROSSER TEIL der Sammlung konnte bisher nicht identifiziert werden. Die Stücke wurden mittlerweile abfotografiert und auf der Internetpräsenz der Staatlichen Bibliothek zugänglich gemacht – nun soll der Bestand nach München zur Begutachtung und konservatorischen Bearbeitung durch die Staatliche Münzsammlung gebracht werden.

Die für Stadt und Bistum hochinteressante Sammlung wird im September 2012 in der Ausstellung anlässlich des 400-jährigen Jubiläums der Staatlichen Bibliothek Passau zu sehen sein.

Dr. Markus Wennerhold ist seit 2007 Leiter der Staatlichen Bibliothek Passau.



ASTROLAB UND PFLAUMENKERN

Das Kunst- und Wunderkammermuseum auf der Burg Trausnitz in Landshut

Text: Sigrid Sangl

DAS THEMA DER Kunst- und Wunderkammern an den europäischen Höfen der Spätrenaissance hat in den letzten Jahren einen Boom erlebt. Unterstützt durch zahlreiche Publikationen und Inventar-Editionen erweckt jenes frühneuzeitliche Phänomen breites Interesse. Noch im 19. Jahrhundert als »widerliche Curiositäten-Sammlungen« abgetan, begeistern heute die noch wenigen erhaltenen Kunstkammerbestände wie in Schloss Ambras bei Innsbruck oder in Wien durch den unmittelbaren Reiz der raren, seltsamen und kostbaren Objekte. Zugleich eröffnet sich dem Betrachter angesichts der versammelten Merkwürdigkeiten hier die Möglichkeit, ein entgegen den heutigen rationalen Denkweisen ganz unterschiedliches Verständnis von Naturwunder und Kunstgegenstand und ihre entsprechend andere Wertschätzung kennenzulernen. Wenn der Begriff der Kunst- und Wunderkammer auch heute häufig undifferenziert als Bezeichnung einer strukturlosen Ansammlung von Merkwürdigkeiten verstanden wird – was auf die Unkenntnis der unterschiedlichen Intentionen der damaligen Auftraggeber zurückgeht – ist es doch symptomatisch, wie moderne Besucher sich angesprochen



fühlen von dem einstigen Ehrgeiz der Fürsten, Wunder, Geschichte und Schönheit der Welt in einer eigenen »Kammer« um sich herum zu versammeln. Vielleicht eint die Betrachter ja über Jahrhunderte hinweg derselbe Reiz des unvermittelten Staunens, das schon nach Aristoteles am Anfang aller Erkenntnis steht?

Diese ersten Museen sollten auf Wunsch ihrer Auftraggeber jedoch nicht nur eine Abbildung der bemerkenswerten Welterscheinungen im Kleinen bieten, sondern auch den Fürsten als ideelles Zentrum dieser Welt repräsentieren und damit seine Macht demonstrieren. Erste Versuche einer noch vorwissenschaftlichen Kategorisierung der geschenkten, erworbenen oder in Auftrag gegebenen Kunstwerke und Naturalien bestimmten die heute manchmal kaum mehr nachvollziehbare Struktur der Präsentationen in den Kunstkammern. Dank programmatischer Schriften humanistisch gesinnter Ratgeber und der Beschreibungen zeitgenössischer Besucher hat sich gleichwohl ein faszinierendes Bild von jenen Institutionen überliefert, die als Nucleus aller späteren Museen gelten.

LEIDER SIND FAST alle Kunst- und Wunderkammern des 16. und frühen 17. Jahrhunderts, von denen die berühmtesten an den Höfen von Dresden, Prag, Graz oder Florenz existierten, nicht original erhalten. Auch von der überragenden Münchner Kunstkammer, gegründet von Herzog Albrecht V. um 1565, weitergeführt von seinem Sohn Wilhelm V., sind nur wenige Objekte überliefert. Am Ort ihrer einstigen Unterbringung, im ehemaligen herzoglichen Marstall nahe der Münchner Residenz, befindet sich heute das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege. Plünderungen während des Dreißigjährigen Krieges, wechselnde Sammlungsambitionen der Wittelsbacher Herrscher und eine im 19. Jahrhundert eher desinteressierte Haltung zu jenen nur noch als Kuriositäten empfundenen Sammlungen ließen die Bestände der Münchner Kunstkammer drastisch schwinden. Was Mitte des 19. Jahrhunderts noch davon übrig geblieben war, bildete mit anderen Wittelsbacher Sammlungen den Gründungsbestand der verschiedenen Münchner Museen.

Was lag also näher, als auf der Burg Trausnitz oberhalb Landshuts, der ehemaligen Residenz der Wittelsbacher, ein Museum einzurichten, das an solche ersten Sammlungen der Fürsten erinnert?

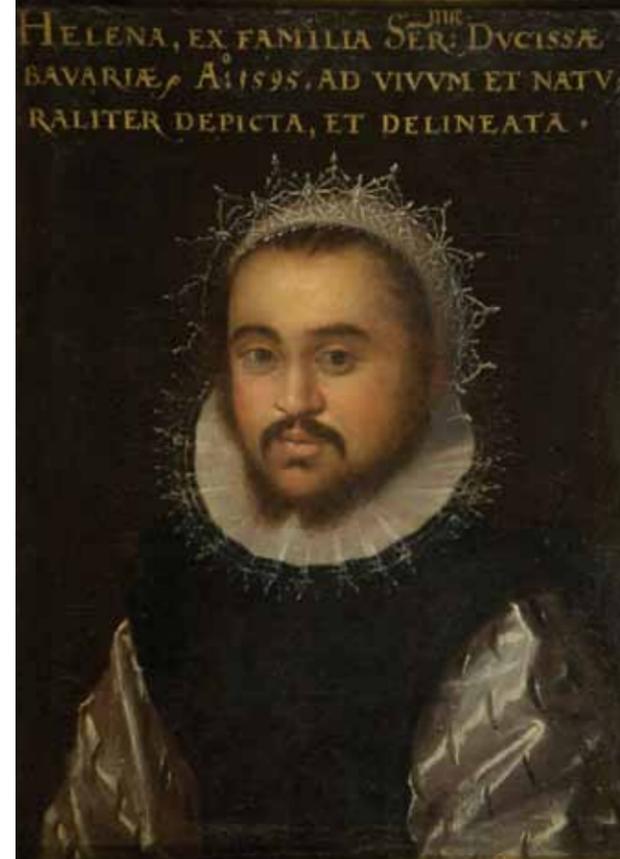
ZWEI GÜNSTIGE UMSTÄNDE hatten die Einrichtung einer solchen Kunst- und Wunderkammer befördert: Zum einen war in den 1990er Jahren das Staatsarchiv Landshut aus dem Damenstock-Trakt der Burg ausgezogen, so dass sich die Frage einer sinnvollen Nutzung der historischen Räume stellte. Zum anderen bot das 800-jährige Gründungsjubiläum der Stadt Landshut 2004 – in Verbindung mit einem höchst engagierten Oberbürgermeister – die Gelegenheit, ausreichende staatliche Mittel zur Realisation eines so anspruchsvollen Projekts zu erhalten. Gleichzeitig begann um diese Zeit ein Forschungsprojekt der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, dem Thema auch wissenschaftlich neue

Aufmerksamkeit zu verschaffen, zunächst durch die Publikation des transkribierten Inventars der Münchner Kunstkammer von 1598.

Das Bayerische Nationalmuseum schlug nun die Einrichtung eines Museums vor, das gleichzeitig an eine der Glanzzeiten der Burg erinnern sollte: die prachtvolle Renaissance-Hofhaltung des bayerischen Erbprinzen Wilhelm. Es wurde eine Kunst- und Wunderkammer konzipiert, die nach dem Leitfaden des Münchner Inventars typische Objekte, Materialien und Sachgruppen ausstellen und damit gleichsam diesen für die Renaissance in Bayern so prägenden Sammlungstypus vorstellen sollte.

DIESER VORSCHLAG KONNTE auf historische Fakten Bezug nehmen: Erbprinz Wilhelm, der spätere Herzog Wilhelm V., wohnte der Tradition entsprechend seit seiner Verheiratung mit Renata von Lothringen 1568 auf der Burg. 1579 zog er nach seinem Regierungsantritt nach München. In Landshut entfaltete er einen ambitionierten Lebensstil, der vor seiner späteren Wandlung zum asketischen Fürsten, mit teurer Pracht und großem Prunk oft genug in Gegensatz zu den väterlichen Vorstellungen geriet. Doch war das luxuriöse Hofleben auf der Burg durchaus mit programmatischen Überlegungen verbunden, wie sie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von gebildeten Fürsten und ihren Ratgebern angestellt wurden. So ist von Wilhelm nicht nur überliefert, dass er in Konkurrenz zu seinem Vater Albrecht V. und dessen Münchner Kunstkammer unter großem finanziellen Aufwand ebenfalls rare und seltsame »Sachen« erwarb. Neben dem Ankauf von Kunstobjekten widmete sich der Prinz auch dem Sammeln von Tieren und Pflanzen. Damit ergänzte er seine Kunstsammlungen zu einem wahren Compendium der Welterscheinungen, wie es dem enzyklopädischen Programm der Kunst- und Wunderkammern entsprach. So legte er auf dem Burgberg einen Tiergarten an, in dem sich seltene Arten fremder Länder wie Affen, Tiger, Panther und Dromedare tummelten. Diese waren zwar unter Sammlungs-Gesichtspunkten interessant, aber eben nicht zum längeren Überleben in der niederbayerischen Landschaft geeignet. Auch die Flora der Welt mit »seltene frucht« sollte in einer speziellen Landshuter Gartenanlage dargestellt werden. Selbst die Vielfalt der menschlichen Erscheinungen wurde durch lebende Türken, Mohren, Zwerge, Narren im Hofstaat des Prinzen repräsentiert. In konsequenter Weise sollten all diese »Sammlungen« das von Wilhelm in Auftrag gegebene Dekorationsprogramm der Burg ergänzen. Hier wurde der Prinz mit Darstellungen von Tugenden und antiken Göttern sowie der Präsentation der wahren Religion verherrlicht. Auf diese Weise wurde er dargestellt als der von Gott eingesetzte weltliche Herrscher im Zentrum der Welterscheinungen, die sich in exemplarischer Form an seinem Hof befanden.

Von diesem fantastischen Theatrum mundi ist nichts geblieben. Nur die Archivalien berichten noch von der glanzvollen Zeit auf der Landshuter Burg. Die Sammlungen gelangten bald nach 1579 nach München und wurden in die dortige herzog-



vorherige Doppelseite Zwetschgenkern, beschnitzt mit einer mythologischen Szene, deutsch, 2. Hälfte 16. Jahrhundert.

Blick in den Saal der »Naturalia«.

Detail einer Prunkflasche aus einer beschnitzten Muschel, Frankreich (?), 16. Jahrhundert.

Alraunen-Wurzel vor einer Darstellung aus: Georg Öllinger, Samuel Quiccheberg, »Magnarum medicine partium herbariae et zoographiae imagines«, Nürnberg 1553.

Pfauenfächer, Elfenbein, ceylonesisch, 2. Hälfte 16. Jahrhundert, Leihgabe des Staatlichen Museums für Völkerkunde München.

Jagdzinken, Elfenbein oder Narwalzahn, deutsch, 17. Jahrhundert.

diese Doppelseite So genannte »Bärtige Prinzessin«, Helena Antonia Galeckha, Öl auf Leinwand, wohl Graz, 1595.

Detail eines Prunkkamms, Elfenbein, ceylonesisch, 2. Hälfte 16. Jahrhundert, Leihgabe des Staatlichen Museums für Völkerkunde München.

Dolch mit Rochenhaut, türkisch oder indisch, 17. Jahrhundert, Leihgabe des Staatlichen Museums für Völkerkunde München.

Himmelsglobus, deutsch, 17. Jahrhundert.



Fotos: Walter Haberland, Sebastian Krack © Bayerisches Nationalmuseum München

liche Kunstkammer integriert. Selbst die Ausstattung der Renaissance-Architektur mit den fantasievollen Fresken kann seit dem vernichtenden Brand 1961 auf der Burg nur noch eingeschränkt besichtigt werden. Um die Sammlungsintentionen des Erbprinzen im neuen Museum annähernd zu dokumentieren, begann zunächst eine intensive Suche nach verbliebenen Originalen aus der Münchner Kunstkammer.

unten Kopf eines Silens, Koralle, Italien, Anfang 17. Jahrhundert.
Detail eines Nautilus-Pokals, Cornelis von Bellekin (um 1625-vor 1711), Amsterdam, 2. Hälfte 17. Jahrhundert.

Schädel eines Nilpferdes und Skulptur eines Stieres, Bronze, Giambologna-Werkstatt, Antonio Susini zugeschrieben, Florenz, Ende 16. Jahrhundert.
Pulverflasche und Dose aus Schildkrötenpanzern, süddeutsch (?), um 1600.
Straußenei, beschnitzt mit biblischer Szene »Lot und seine Töchter«, süddeutsch, Anfang 17. Jahrhundert.

WIRKLICH IDENTIFIZIERBAR WAREN nur noch wenige Gegenstände wie der als Leihgabe aus dem Staatlichen Museum für Völkerkunde übernommene ceylonesische Elfenbein-Fächer, die Porträts der »Uomini famosi« aus dem Bestand der Bayerischen Schlösserverwaltung oder das Relief nach Raffaels »Disputa« aus dem Umkreis des Münchner Hofbildhauers Hans Ässlinger. Viele Objekte sind verschollen, manche, wie fragile Textilien oder auch Naturalien, einfach zerfallen. So wurden die amerikanischen Federarbeiten schon im 16. Jahrhundert verschlissen, weil man sie zur Ausstattung der Münchner Fronleichnamprozession hernahm. Einen besonders kuriosen Werdegang erlebte der von Kaiser Maximilian nach München geschenkte, ausgestopfte Elefant, der auf besonders dramatische und unrühmliche Weise zugrunde ging: Nachdem er in den Jahren des Zweiten Weltkriegs während seines Aufenthalts im Bayerischen Nationalmuseum schwer beschädigt

worden war, wurde seine Haut schließlich ganz pragmatisch zu Schuhsohlen für die Aufseher verarbeitet.

Wo keine Originale aufzufinden waren, konnten dank der akribischen Beschreibungen des Inventarisators Johann Baptist Ficklers von 1598 Stellvertreter-Objekte unter teilweise abenteuerlichen Umständen beschafft werden. Das im Kunstkammer-Inventar überlieferte Krokodil wurde durch den ausgestopften Balg eines Nilkrokodils ersetzt, das einst ein Großwildjäger geschossen hatte. Der riesige Wirbelknochen eines Wals vom Dachboden des deutschen Jagd- und Fischereimuseums stellt heute ebenso ein Spektakulum dar wie die einer menschlichen Gestalt ähnliche alte Alraunen-Wurzel, die via Internet von einem leicht obskuren Versandhandel für Narkotika geliefert wurde, nachdem selbst das Medizinhistorische Museum in Ingolstadt keine solche Wurzel zur Verfügung stellen konnte. Der obligatorische Narwalzahn – im 16. Jahrhundert als das Horn des mythischen Einhorns angesehen – kam mit Cites-Genehmigung von der jährlichen Jagd einer Inuit-Gemeinschaft aus Grönland und die Schlangenhäute überstellte der Flughafen-Zoll in München. Am meisten aber trugen die verschiedenen Partnermuseen wie die Botanische, Zoologische und Mineralogische Staatssammlung, die Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, das Staatliche Museum für Völkerkunde, die Staatssammlung für Ägyptische Kunst, die Staatliche Münzsammlung und die Bayerische Schlösserverwaltung zum Gelingen des Projekts bei, unterstützt durch einige verdienstvolle Privatsammler.

IN EINER KONZERTIERTEN Aktion halfen die Kollegen zusammen, um entweder das Original, ein zeitgenössisches Äquivalent oder zumindest den Stellvertreter eines ähnlichen Objekts, das im Münchner Inventar von 1598 genannt wird, in der Kunst- und Wunderkammer auf der Trausnitz zeigen zu können. Die bedeutendsten Artefakte stammen aus dem Bayerischen Nationalmuseum selbst, wie die kostbare Armillarsphäre von Georg Schissler oder die prachtvollen Bernstein-Altärchen, die elfenbeinernen Kunst-Drechselarbeiten, venezianischen Gläser, Miniaturmalereien, die ausdrucksvollen Wachsporträts oder die italienische Korallen-Schnitzereien. Es konnte von Anfang an nicht Absicht sein, alle Sachgruppen der um ein Vielfaches größeren Münchner Kunstkammer darzustellen. So fehlen die im 16. Jahrhundert so beliebten Gipsabgüsse, auch konnte der Buch- und der Gemäldebestand nicht annähernd vertreten werden. Memorabilia wie der skurile Blasenstein von Herzog Ernst in Bayern oder riesenhafte Stiefel anderer Fürsten haben sich nicht erhalten. Die be-

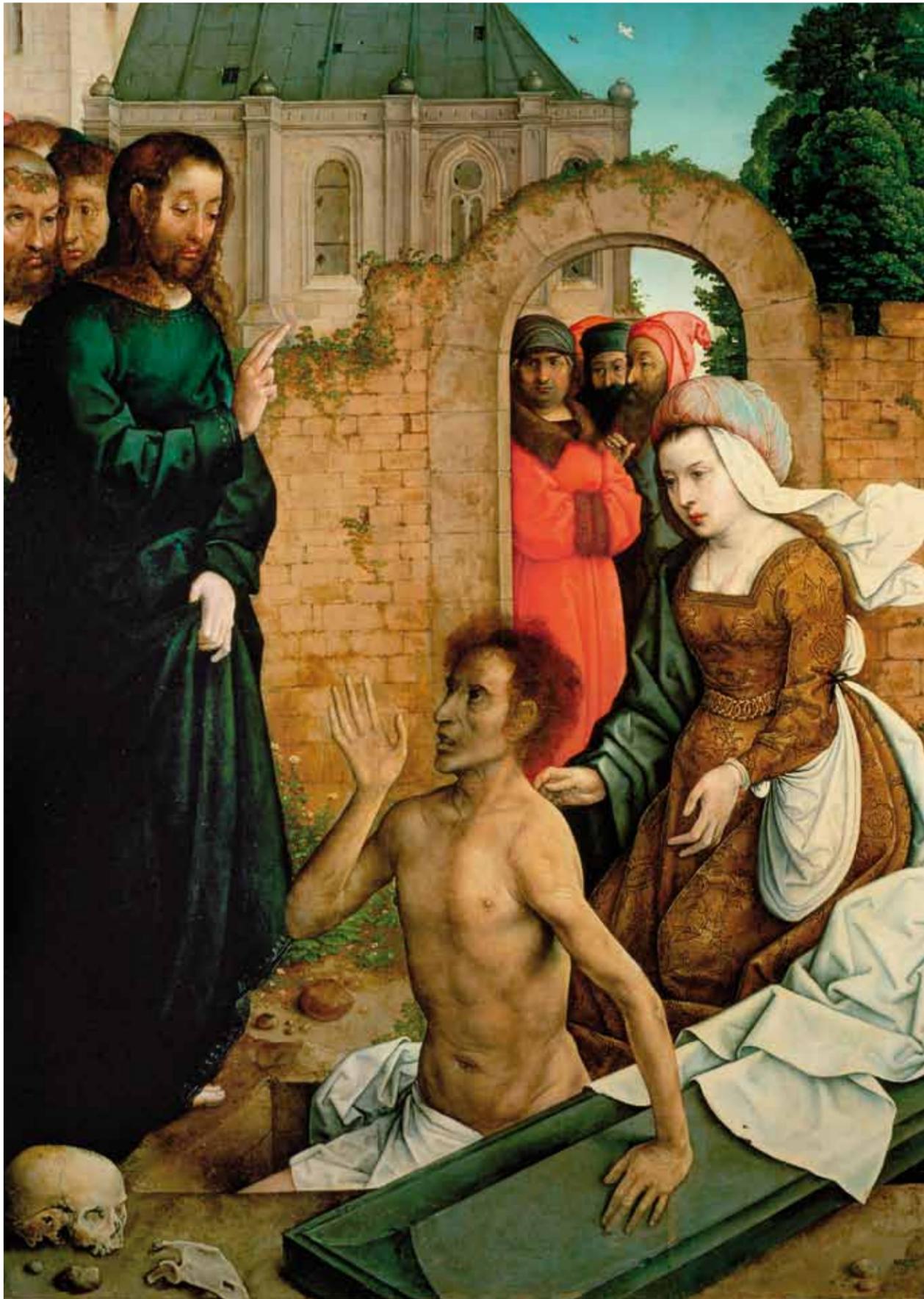
rühmten Stadtmodelle der bayerischen Residenzstädte von Jakob Sandner aus der Zeit von 1568 bis 1572 zählen zum Hauptbestand des Bayerischen Nationalmuseums und dürfen heute ihren Standort ebenso wenig wie die Bronze-Skulptur des »Astbrechers« von Peter Fischer verlassen. Einige Objekte wie die Faksimiles der Bayerischen Landtafeln von Philipp Apian verdeutlichen immerhin eine Besonderheit der bayerischen Sammlungen im Vergleich zu denjenigen befreundeter Fürsten: Während August der Starke in Dresden dem Charakter seines Landes entsprechend Mineralien und Modelle von Bergbaugeräten sammelte, Erzherzog Ferdinand II., der Onkel des bayerischen Erbprinzen, in Ambras mehr den dynastischen Aspekt seiner Sammlung betonte, zeichnete die Wittelsbacher Sammlung eine Repräsentation und Dokumentation des Bayerlandes aus.

SEIT 2004 WERDEN nun ca. 700 Objekte in vier historischen Sälen auf großflächigen Tischen und in effektiv beleuchteten Vitrinenschränken den Besuchern dargeboten. Sie sind geordnet nach den für fürstliche Kunstammern charakteristischen Bereichen wie Artificialia, Naturalia, Exotica und Scientifica. Als Leitmotiv der Ausstellungskonzeption wurde der Begriff des »Wunders« gewählt, von dem sich auch die Untertitel der Säle ableiten: »Wundersame Kunststücke«, »Wunder der Natur«, »Wunderbares aus fremden Ländern« und »Wissenschaft ordnet die Wunder«. Bearbeitete und unbenutzte Werkstoffe mit verschiedenen Bedeutungsebenen wie die duftende Pastiglia, magnetisch wirkender Bernstein oder an gefrorenes Wasser erinnernder Bergkristall verweisen auf ein Naturverständnis, das noch weitgehend geprägt war von vorwissenschaftlicher Faszination und Ehrfurcht vor der göttlichen Schöpferkraft. Freie Installationen wie das von der Decke abgehängte Riesenkrokodil, ausgestopfte Schildkröten oder ein durch ein Hirschgeweih gewachsener Baumstamm kontrastieren mit dem lebensgroßen Bronzebildnis eines römischen Imperators oder den Porträts von berühmten Entdeckern neuer Welten. So entstand ein faszinierendes Ambiente, mit dem Ziel, einen Eindruck von der Weltsicht und dem Selbstverständnis der bayerischen Herzöge im späten 16. Jahrhundert zu vermitteln, wie es sich einst in den berühmten, nicht mehr existierenden Kunstammern der Wittelsbacher darstellte.

AUF DIESE WEISE spricht die Kunst- und Wunderkammer Besucherinteressen auf verschiedenen Ebenen an: Kinder erfreuen sich an dem – zuweilen auch unheimlichen – Reiz der ausgestellten Merkwürdigkeiten und können auf ihre Art das damalige Staunen der herzoglichen Besitzer über die fremdartigen und seltsamen Sachen aus fernen Welten nachempfinden. Ästhetiker werden die Pracht und künstlerische Qualität der ausgestellten Werke goutieren und historisch Interessierte sehen ein spannendes Kapitel europäischer Geistes-, Sammlungs- und Wissenschaftsgeschichte illustriert. Es bleibt zu hoffen, dass auch über das Museum in Landshut in Zukunft dasselbe zu sagen wäre, wie es ein Besucher 1588 über die Münchner Kunstkammer äußerte: »So oft auch jemand (in die Kunstkammer) hineingeht, und sei er noch so wißbegierig, er findet doch (jedesmal) etwas Neues zu bewundern«.

Dr. Sigrid Sangl ist Hauptkonservatorin am Bayerischen Nationalmuseum München und verantwortlich für das Konzept der »Kunst- und Wunderkammer Burg Trausnitz«.
Literatur: »Kunst- und Wunderkammer Burg Trausnitz«, Hrsg. Renate Eikelmann, bearb. v. Sigrid Sangl unter Mitarbeit von Birgitta Heid, München 2007. »Die Münchner Kunstkammer, Bd. 1-3«, vorgelegt von Willibald Sauerländer, bearb. von Dorothea Diemer, Peter Diemer, Lorenz Seelig, Peter Volk, Brigitte Volk-Knüttel et al. (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Neue Folge, H. 129).





links »Die Auferweckung des Lazarus«
von Juan de Flandes, um 1500-1510,
Museo de Prado, Madrid.

»...des Glaubens liebstes Kind«

Theologische Einsichten über Wunder

Text: Werner H. Ritter

Wunder seien »des Glaubens liebstes Kind«, meinte Goethe vor über zwei Jahrhunderten. Heute dürfte das kaum der Fall sein. Vielmehr wurden und werden sie in Theologie und Kirche eher verdrängt. So heißt es bei dem bedeutenden Theologieprofessor Rudolf Bultmann (1884-1976): »Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben.« Also hat man seine Vorbehalte gegenüber diesem Problemkomplex, der nach Hokuspokus und Zauberei riecht, und konzentriert sich lieber auf die Aspekte der christlichen Religion, die mit heutigen Vorstellungen konform gehen. Ob man damit die christliche Religion wirklich erschlossen hat?

Fast 60 % der Deutschen glauben an Wunder

Im Jahr 1974 befragte das Institut für Demoskopie Allensbach 1000 Auskunftspersonen, ob diese glaubten, »dass es Wunder gibt«. Die vorgegebenen drei Antwortmöglichkeiten wurden so verbeschieden: 29 Prozent äußerten »glaube ich«, 31 Prozent »könnte sein« und 41 Prozent »glaube ich nicht«. Im Jahr 1997 fragte das gleiche Institut, woran Menschen heute glauben. Eine Vorgabe neben anderen lautete »Dass es Wunder, z. B. Wunderheilungen, gibt«. Diese Frage wurde von 31 Prozent der deutschen Bevölkerung bejaht. Umso erstaunlicher erscheint, was sich hier im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts getan hat. Waren es im Jahr 2000 29 Prozent der deutschen Bevölkerung, die sich als wundergläubig bezeichneten, so beantworteten die Frage »Glauben Sie an Wunder?« bei einer Repräsentativ-Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach 2006 im Auftrag der Frankfurter Allgemeinen Zeitung 56 Prozent der Befragten mit »ja«, und zwar Personen mit höherer Schulbildung ziemlich gleichauf mit Personen einfacher Schulbildung; im Osten übrigens 45 Prozent, im Westen 59 Prozent.

Solche religiösen Mentalitätsveränderungen lassen aufhorchen. Erklärbar sind sie zum einen damit, dass das Wort »Wunder« nicht eindeutig an den christlichen Glauben gebunden ist, sondern zur Alltagssprache gehört, die unspezifisch ist. Zum anderen ist es heute so, dass viele Menschen gegen Rudolf Bultmanns eingangs genannten Vorbehalt lebenspraktisch längst beides tun, nämlich moderne Technik nutzen und gleichzeitig für Religion und die »Geister- und Wunderwelt« nicht nur des Neuen Testaments offen sein. Glaube und Wissen erscheinen heute eher als zwei verschiedene, nicht aber einander ausschließende Zugänge zur Wirklichkeit.

Könnte die Rückkehr der Wunderthematik ein Zeichen dafür sein, dass sich wissenschaftliche Theologie, aber auch Kirchen zu wenig um die religiösen Bedürfnisse von Menschen gekümmert und sich mit einer rationalistischen Wissenskultur überidentifiziert haben? Die Wirklichkeitsbilder der »Leute« sind oft genug anders: »Wunder gibt es immer wieder ...«. Und die Medienindustrie tut ein Übriges dazu. Doch nicht nur (Wunder-)Mentalitäten haben sich verändert, sondern es gibt auch ein

Neues Nachdenken.

Während im 20. Jahrhundert Religion – Wunder eingeschlossen – immer wieder als pure Illusion abgetan werden konnte, macht sich hier seit geraumer Zeit ein neues Nachdenken bemerkbar. Zum einen ist die lange geteilte Annahme, der »epistemische Status von Religion« (Jürgen Habermas), also ihr Wissens- und Wirklichkeitsgehalt, sei irrational und gleich null, brüchig geworden. Ferner ist das Interesse im weltanschaulichen Disput am »Entwurf von Wirklichkeit« durch die Religion gestiegen: Was meint sie mit Schöpfung, was mit Gnade, Sünde und – Wunder? Welche Wirklichkeiten werden mit diesen Vorstellungen erschlossen? Und was geht verloren, wenn man sie nicht erschließt?

»Tat Gottes« oder »Zufall«?

Dass sich die Frage nach der »Existenz« bzw. dem Objektivitätsstatus von Wundern nicht eindeutig beantworten lässt, hat mehrere Ursachen: Zum einen ist schon der Alltagsgebrauch des Wortes schillernd. Zum anderen hängt die Wunderfrage vom jeweiligen Bewusstseinsstand einer Gesellschaft ab; der aber ist heute gegenüber früher hochgradig individualisiert und pluralisiert. Des Weiteren: Ein und derselbe Vorfall – ein Kind übersteht den Sturz aus dem dritten Stock eines Hauses – kann von Menschen infolge der Rezeption mittels ihres jeweiligen Deute- oder Interpretationshorizontes unterschiedlich erfahren werden, sei es als »Zufall«, »Tat Gottes« oder als »erklärbar«. Will sagen: Generelle Eindeutigkeit ist in der Wunderthematik nicht zu erwarten.

»Zeichentaten« in der Bibel

»Wunder« begegnen schon im Alten Testament, aber auch in anderen Religionen, weil sich Gottes Macht offensichtlich nicht auf ein Religionssystem eingrenzen lässt (Andreas Grün Schloss). Dass sie zum christlichen Glauben gehören, hat maßgeblich mit Jesus Christus zu tun. Nach dem Zeugnis der Evangelien heilt, rettet und bewahrt er Menschen in Lebensbegrenzungen unterschiedlicher Art, was einen erheblichen Teil des neutestamentlichen Textbestandes ausmacht. Begrifflich interessant: Wo wir im Deutschen von »Wunder« sprechen, gebraucht das altgriechisch geschriebene Neue Testament Worte wie »Zeichentaten« oder »Krafterweise«, nämlich eines erbarmenden Gottes bzw. Christi. Die un-heile Welt wird damit als geheilt bzw. heilbar gezeigt.

exegetisch-theologisch lassen sich zwei Typen von Wunder-Texten im Neuen Testament unterscheiden: Da sind zum einen Texte, in denen es darum geht, dass Jesus Kranke heilt (Exorzismen eingeschlossen). Sie gelten als »jesuanisches« Urgestein, zählen zu den ältesten und sichersten Bestandteilen der Jesusüberlieferung und können auf den geschichtlichen beziehungsweise »historischen« Jesus zurückgeführt werden. Wir nennen sie Jesus- oder Heilungsgeschichten.

Zum anderen finden sich Texte – der zweite Typus –, die von Taten Jesu erzählen, die weit über Menschenmögliches hinausreichen: Jesus stillt Stürme, weckt Tote auf und speist riesige Menschenmengen. Als Glaubens- oder Christusgeschichten verstanden, spiegeln diese Texte in verdichteter Gestalt und weit über das »Historische« hinausgreifend

den (nach)österlichen Glauben an Jesus Christus wider: Von Ostern her trauen Christen ihm, der jetzt »zur Rechten Gottes sitzt«, alles zu, weil er an der Schöpfermacht Gottes partizipiert. Und so bezeugen die Evangelisten in »epischer Konzentration« und »Ver-Dichtung«, dass und wie Menschen in Extremsituationen des Lebens bewahrt und gerettet wurden. Diese Geschichten stellen ein fortgeschrittenes Stadium frühchristlicher Theologie dar.

Befreiung aus Lebens-Begrenzungen

Für Menschen der Antike – die Bibel zählt zur antiken Literatur – sind »Wunder« Staunen machende Begebenheiten, in denen sie die Wirksamkeit göttlicher Macht und Mächte besonders intensiv erfahren. Fragen wie die, ob sich die in der Bibel überlieferten Wundergeschichten tatsächlich historisch ereignet haben oder naturwissenschaftlich möglich sind, dürften sich den Verfassern der Evangelien kaum gestellt haben, da sie diese Kategorien gar nicht kannten. Sie wollten eine Botschaft weitergeben: Gott erbarmt sich und befreit Menschen aus Lebens-Begrenzungen – alles andere hatte sich dem zu fügen.

Zuerst nach der Historizität bzw. naturwissenschaftlichen Stichhaltigkeit dieser Texte zu fragen, hieße ihre Intention völlig zu verkennen. Wundergeschichten wollen keine historischen oder naturwissenschaftlichen Protokolle sein, sondern bedeutsame Erfahrungen von gläubigen Menschen in die Gegenwart transportieren und Gott »groß« machen (Doxologie). Das ist die Wahrheit, die sie interessiert und die sie weitersagen wollen. Naturwissenschaftlich wäre anzumerken: Nachdem es ein exaktes Weltbild der Naturwissenschaft nicht gibt (so Werner Heisenberg, Carl Friedrich von Weizsäcker, Hans-Peter Dürr und andere) und naturwissenschaftliche Urteile immer nur statistisch-relative Wahrscheinlichkeitsurteile sind, lassen sich letztlich keine definitiven Aussagen hinsichtlich der naturwissenschaftlichen Unmöglichkeit von »Wundern« machen. Das heutige Verständnis von Naturgesetzen schließt einmalige und außerordentliche Ereignisse nicht mehr prinzipiell aus und Naturgesetze bilden auch nicht einfach die Wirklichkeit ab. Sollte das Netz der physikalischen Kausalität wirklich so engmaschig sein, dass Gott keinen Spielraum mehr zum Handeln hätte (John Polkinghorne)?

»Mehr als das, was ist«

Mit dem Thema »Wunder« geht es theologisch nicht um Spektakel und Zauberei, sondern um die Überwindung von Lebensbegrenzungen

unterschiedlicher Art, um Lebensgewinn, gutes und gelingendes Leben. Das macht »Wunder«-geschichten anthropologisch und theologisch unverzichtbar, denn sie zeigen an, dass das, was wir für »die« Realität halten, nicht die ganze Wirklichkeit ist; dass »es mit den Tatsachen der Welt noch nicht abgetan ist« (Ludwig Wittgenstein) und Ausbrüche aus dem »stahlharten Gehäuse der Realität« (Max Weber) möglich sind. Wunder(geschichten) imaginieren und realisieren das »Mehr als das, was ist« (Max Horkheimer), stehen für die Wirklichkeit des Möglichen und den Gott, »der das Nichtseiende ins Sein« ruft (Röm 4,17). Menschen brauchen einen »Realitätssinn« und einen »Möglichkeitssinn« (Robert Musil). Und das nicht bloß platonisch-vergeistigt: »Wunder« sind »sinnliche Liebesweise« (Klaus Berger) eines lebensfreundlichen Gottes, betreffen unseren Leib, Geist, Seele und die ganze Schöpfung, die im Seufzen liegt (Röm 8, 18ff.). »Wunder«-Geschichten sind also Begrenzungsüberwindungs-Geschichten. Vielleicht macht diese theologische Kennzeichnung das Thema »Wunder« wissenschaftlich anschlussfähig.

Gott: ohn- oder allmächtig?

Genau genommen glauben Christen nicht »an Wunder«, sondern an Gott und Jesus Christus, denen sie solche Machterweise zutrauen. Freilich begegnen sie heute wie früher nicht massen-, sondern zeichenhaft dann und wann in den Lebensgeschichten von Menschen. Aber sie können auch ausbleiben, denn zum christlichen Glauben gehört die Erfahrung, dass Gott nicht heilt, rettet und eingreift – der verborgene Gott. Letztlich geht es bei »Wundern« darum, welchen Gott wir »haben«, wie das Martin Luther formuliert hat. Nur einen schwachen und »ohnmächtigen« Gott, der nichts vermag (diese Erfahrung machen Menschen auch)? Oder doch auch einen mächtigen Gott, der »alles vermag«. Ich denke, dass beides zur christlichen Gotteserfahrung gehört. Und lassen uns nicht gerade die unzähligen Opfer des Lebens, massenhaftes Leid, Not und Tod nach einem starken Gott rufen und nach einer Wirklichkeit ohne Begrenzungen? Vielleicht muss man angesichts des Zustands unserer Welt, der wahrlich nicht nur gut ist, auf »Wunder« hoffen. Es ist ja noch nicht heraus, was sein wird und was wir sein werden (vgl. 1. Joh 3,2).

Professor Dr. Dr. Werner H. Ritter hatte bis 2011 den Lehrstuhl für Evangelische Theologie an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg inne. Er setzt sich seit vielen Jahren wissenschaftlich mit dem Thema »Wunder« auseinander, etwa in folgenden Sammelbänden: Werner H. Ritter/Bernhard Wolf (Hg.), »Glaube, Heilung, Energie«, Göttingen 2005. Werner H. Ritter/Michaela Albrecht (Hg.), »Zeichen und Wunder«, Göttingen 2007.



oben »Die Erweckung des Jünglings von Nain« (um 1450/60), Meister der Darmstädter Passion (tätig um die Mitte des 15. Jh. am Mittelrhein), Bayerische Staatsgemäldesammlungen - Alte Pinakothek München.

darunter »Christus und der Gichtbrüchige« von Anthonis van Dyck (1599-1641), Neuburg/Donau, Staatsgalerie.

Wunder geschehen nicht, *sie werden erlebt*

Eine besondere Kategorie von Lebenserfahrung

heit oder durch Vermittlung einer unsichtbaren Wirkkraft«. Mit dieser Definition verband Hume allerdings eine subtile Analyse der Probleme, die mit den Möglichkeiten einer Dokumentation derartiger Wunder zusammenhängen und argumentierte, dass wir niemals gute Gründe haben anzunehmen, ein Wunder sei tatsächlich geschehen.

MIT DIESEN ÜBERLEGUNGEN könnten wir dann eigentlich das Kapitel »Wunder« abschließen, wenn da nicht diese Umfrageergebnisse wären. Verschiedene Umfragen zeigen, dass der Wunderglaube nicht nur weit verbreitet ist, sondern in den letzten Jahren in manchen Ländern wohl auch zugenommen hat. So gaben 2006 in einer Repräsentativumfrage in Deutschland 56% der Befragten an, dass sie an Wunder glauben würden. Bei einer ähnlichen Befragung im Jahr 2000 waren es nur 29%, die sich als wundergläubig bezeichneten. Ähnliche Befragungen in den Niederlanden ergaben, dass 1991 31% an die Möglichkeit religiöser Wunder glaubten und 2002 bereits 43%. In den USA liegt der Prozentsatz der Wundergläubigen bei verschiedenen Umfragen zwischen 2000 und 2010 regelmäßig bei über 80%, und eine Umfrage in Australien im Jahr 2009 ergab 63% Wundergläubige. Nun wissen wir aufgrund dieser Daten allerdings noch nicht, was dabei unter Wundern verstanden wird. Aus der deutschen Studie von 2006, die vom Allensbacher Institut durchgeführt wurde, versorgen uns Elisabeth Noelle und Thomas Petersen mit den folgenden Informationen: Zur Frage, welche Dinge oder Lebenssituationen sie als Wunder bezeichnen könnten, gaben 67% der Befragten an, dass sie die Heilung von einer schweren, scheinbar hoffnungslosen Krankheit als Wunder bezeichnen würden. 56% nannten es ein Wunder, wenn jemand einen schweren Unfall unbeschadet überstehe, 47% nannten die Rettung aus einer scheinbar aussichtslosen Notlage ein Wunder, ebenfalls 47% die Geburt eines Menschen und noch 42% nannten auch die Schönheit der Natur ein Wunder.

Wenn wir uns zunächst einmal auf diese Deutungen beschränken, dann fällt bereits zweierlei auf: Es sind zunächst Ereignisse, die wir neutral auch als »Zufälle« bezeichnen können, die offensichtlich als Wunder erlebt und gedeutet werden, wenn sie die Kriterien des Unwahrscheinlichen, des für das persönliche Leben äußerst Relevanten und Günstigen erfüllen. Und es werden Ereignisse und Phänomene genannt, die uns immer wieder staunen lassen, die uns nicht zu Erklärungen, sondern eher zur Freude und zur Bewunderung anregen. Es geht dann nicht darum, dass man etwas nicht erklären kann, sondern darum, dass man etwas gar nicht erklären will. Es ist nicht in erster Linie unser analytischer Verstand, der durch das Ereignis angesprochen wird, sondern unser Empfindungsvermögen, das einen Vorgang oder ein Phänomen als außerordentlich erfasst.

TROTZ ALLEN MEDIZINISCH-TECHNISCHEN Fortschritts werden immer wieder Menschen mit der Diagnose konfrontiert, dass bei ihrer Krankheit eine medizinische Heilung nicht mehr zu erwarten ist. Dann kann man sich mit dieser Diagnose abfinden oder eben auf ein Wunder hoffen. Existenzielle Notlagen wie vor allem Unfälle und Krankheiten legen im Falle einer unwahrscheinlichen Rettung oder Heilung noch stets die Deutung als Wunder nahe. Sie erzwingen sie allerdings nicht. Sogar eine Heilung in Lourdes lässt immer auch alternative Deutungen zu, z. B. einen Zweifel an der ursprünglichen Diagnose, die Kategorisierung als Spontanheilung oder die einfache Feststellung, dass man sich diese Heilung jetzt zwar nicht erklären könne, dass man aber in Zukunft dafür sicher noch eine »natürliche« Erklärung finden werde. In diesem Fall wurde man zwar geheilt, hat aber kein Wunder erlebt. Nach dieser Auffassung sind Wunder nichts, was man objektiv dokumentieren könnte. Wunder geschehen nicht, sie werden erlebt. Für den Religionsphilosophen und Religionspsychologen Wayne Proudfoot erfordert die Fähigkeit, ein Wunder zu identifizieren, eine Unterscheidung zwischen einer natürlichen und einer übernatürlichen Erklärung und ein Urteil, dass die natürliche Erklärung inadäquat sei oder zumindest nicht ausreiche. Es sind die Überzeugungen im Hinblick auf die angemessene Erklärung, worin sich diejenigen, die zum Beispiel im Falle einer Heilung ein Wunder erleben, von denen unterscheiden, die in diesem Fall kein Wunder erleben. Jedes noch so unwahrscheinliche Ereignis kann nur im Zusammenhang mit einer übernatürlichen Erklärung als Wunder erfahren werden. Proudfoot führt in diesem Zusammenhang das Beispiel an, dass selbst eine tiefe Stimme aus dem Himmel, die zu uns in biblischem Hebräisch spricht, nur von jemandem als Wunder erfahren wird, der das Urteil fällt, dass diese Erscheinung jede Möglichkeit einer natürlichen Erklärung ausschließt. Es wird nicht als Wunder erlebt, wenn man davon ausgeht, dass dieses merkwürdige Phänomen seine



oben Ein Hand-Exoskelett: Wunder des technischen und medizinischen Fortschritts.

Text: Ulrike Popp-Baier

WUNDER, SO KÖNNTE man meinen, spielen keine Rolle mehr in unserem Leben. Sie gehören nicht mehr zu unserem Erfahrungshorizont. Zwar sprechen wir immer noch häufig von Wundern, aber dann in einem metaphorischen Sinn. Wir bezeichnen damit außergewöhnliche gesellschaftliche oder sportliche Ereignisse wie das Wirtschaftswunder oder das Wunder von Bern, denen wir Bewunderung zollen. Staunen können wir aber vor allem über die Wunder von Wissenschaft und Technik: Taube können wieder hören, Blinde können (bald) wieder sehen und Lahme können wieder gehen. Dafür sorgen keine übernatürlichen Kräfte eines Wunderheilers, sondern Implantate und Exoskelette, technologische Entwicklungen der letzten Jahre. Einige der vertrauten biblischen Wundererzählungen betreffen Situationen, die für uns inzwischen obsolet geworden sind. Wozu noch über das Wasser laufen? Surfen ist doch viel interessanter. Man hat für eine Party zu wenig Wein gekauft? Dann ruft man den Getränke-Nachtlieferservice und hofft nicht auf jemanden, der vielleicht Wasser in Wein verwandeln könnte. Ebenso haben viele paranormale Phänomene, die auch als Wunder erlebt wurden, inzwischen ihren Nimbus verloren. Wer interessiert sich schon noch für Telepathie, wenn Mobil-

telefon, Twitter und Facebook den Kommunikationsmöglichkeiten kaum mehr räumliche oder zeitliche Schranken setzen? Inzwischen haben Erzählungen von Menschen, die in ihrer Todesstunde noch ein letztes Mal mit ihren Angehörigen über ihr Mobiltelefon Kontakt aufnehmen, ungefähr den Status erhalten, den die Geschichten von den Soldatenfrauen im Krieg hatten, die erlebten, dass das Foto ihres Mannes von der Wand fiel oder die Uhr stehen blieb, als er starb. Sind Wunder dann etwas für Nostalgiker, für Leute, die sich in eine Zeit zurücksehnen, in der das Wünschen noch geholfen hat und in der es außerdem noch Plattenspieler, Schreibmaschinen, Tante-Emma-Läden und Postämter gab?

Der Philosoph David Hume definierte 1777 Wunder als eine »Überschreitung eines Naturgesetzes durch einen besonderen Willensakt der Gott-

rechts Rosa Mollica wurde in Lourdes geheilt.
 darunter links Philippinischer Geistheiler.
 daneben Präsentation des millionsten VW-Käfer
 im Wolfsburger Volkswagenwerk am 5.8.1955.
 unten links Das »Wunder von Bern«: Deutschland
 wird 1954 Weltmeister im Fußball. Im Bild
 der Torschütze Fritz Walter.
 daneben Am Mount Annapurna retteten im März
 2011 zwei Angehörige der Luftrettung von Zermatt
 drei spanische Bergsteiger aus fast 7000 m Höhe.



© c/o MMA Medical Tribune | Pressefoto Baumann | picture-alliance/dpa © dpa - Fotoreport

natürliche Erklärung schon noch finden wird. Die Bereitschaft, eine übernatürliche Erklärung anzunehmen, hängt natürlich von vielen verschiedenen Faktoren ab, u. a. auch davon, wie stark die erlebende Person emotional in das Geschehen involviert ist. So könnte vielleicht jemand die vollkommen unerwartete Heilung des Nachbarn von einem Krebsgeschwür noch gelassen als Spontanheilung bezeichnen, während die unerwartete Heilung beim eigenen Kind nach Wochen der Hoffnung, der Verzweiflung und der erneuten Hoffnung schließlich doch dem Eingreifen einer höheren Macht gedankt wird. Evolutionspsychologische Studien legen nahe, dass die Neigung, zunächst intentionale Akteure für die Bewegungen und Ereignisse in der Umgebung verantwortlich zu machen, in einem Raubtier-Beutetier-System von Vorteil war und immer noch zu unserer kognitiven Grundausstattung gehört. In Notlagen, so könnte man vermuten, kann diese Neigung dann wieder aktiviert werden.

ALLERDINGS BESCHRÄNKT SICH das Erleben von Wundern nicht auf die Verbindung einer übernatürlichen Erklärung mit einem für uns bedeutsamen Ereignis. Wunder stehen in der Regel in komplexen Erlebnis-, Handlungs- und Deutungszusammenhängen. Oft haben derartige günstige Erlebnisse auch weniger günstige Folgen. Der hohe Lotto-Gewinn, der vielleicht auch die Rettung aus einer Notlage bedeutete und als Wunder interpretiert wurde, hat in der Folge schon manchem das Leben ruiniert. Wenn ich gelähmt nach Lourdes transportiert werde und dann eine Wunderheilung erlebe, werde ich doch nicht umhin können zu bemerken, dass alle anderen, die mit mir durch die Grotte geschoben wurden, noch stets gelähmt sind. Wie gehe ich damit um? Und wie gehen die anderen, die nicht geheilt wurden, damit um? Wenn ich als einzige einen Flugzeugabsturz überlebe, kann ich das als Wunder interpretieren, aber es wird mir schwer fallen, das Leid anderer dabei einfach auszublenden. Der »göttliche Willkürakt«, der den einen rettet und den anderen seinem Verderben überlässt, ist nur schwer mit der Beschreibung eines wohlwollenden und

gütigen Gottes zu vereinbaren, die laut einer Umfrage aus dem Jahr 2010 54% der deutschen Gläubigen von ihrem Gott geben. Wunder können daher auch für erhebliche kognitive Dissonanzen sorgen.

Sie bedeuten jedenfalls Einschnitte, Veränderungen im Leben des einzelnen, die auch angemessen verarbeitet werden müssen und dabei gar nicht so selten auch der psychotherapeutischen Unterstützung bedürfen. Man könnte daher vielleicht zu der Auffassung gelangen, ein glückliches Leben sei ein Leben, das keiner Wunder bedarf und das keine Wunder kennt. Aber damit würde man dann doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Dass man im Zusammenhang mit dem Unverfügbaren im eigenen Leben auch an Wunder glaubt und Wunder erfährt, kann im Kontext der eigenen Biographie durchaus Sinn machen. Wunder beziehen sich zum einen auf die psychischen Prozesse des Hoffens und des Staunens, die wir auf diese Weise artikulieren können. Zum anderen handelt es sich um Deutungen lebensgeschichtlich bedeutsamer Erfahrungen, die aus der Perspektive der Erfahrungssubjekte nicht natürlich erklärt werden können oder die diese in wesentlichen Aspekten auch nicht erklären wollen. Übernatürliche Erklärungen gehören dann zumindest zum Deutungshorizont dieser Erfahrungen.

SOWOHL IM ZUSAMMENHANG mit Krankheit und Heilung als auch im Zusammenhang mit außergewöhnlichen Erfahrungen werden Wunder allerdings erst im Kontext von Lebensgeschichten ihre vielfältigen Bedeutungsbezüge und Relevanzen entfalten können.

Dr. Ulrike Popp-Baier hat an der Universität Erlangen-Nürnberg Psychologie, Philosophie und Deutsche Literaturgeschichte studiert und ist seit 1993 als Associate Professor für Religionspsychologie an der Universität von Amsterdam tätig.

169 | **quadrat** | zentimeter

Kultur

www.eon-bayern.com

Kulturpreis Bayern
 der E.ON Bayern AG



oben Der Autor und seine Frau im »Ames-Raum«, benannt nach dem amerikanischen Augenarzt Adelbert Ames Jr. (1880-1955): Die falsche Annahme, der Raum sei rechteckig, führt zur Wahrnehmungstäuschung »Riese« und »Zwerg«.

Wahrnehmung, Täuschung und Erkenntnis

Erstaunliche Erlebnisse und ihre Deutungen

Text: Rainer Rosenzweig

SEIT GERAUMER ZEIT blickt sie starr auf die Mauer vor sich. Die von der Witterung fleckige Maserung des Putzes verschwimmt vor ihren Augen, ihre Gedanken schweifen ab. Einer Intuition folgend, richtet sie ihren Blick plötzlich gen Himmel. Und da sieht sie es: Jesus Christus blickt sanft auf sie herab. Die Erscheinung des Herrn trifft sie ins Mark. Taumelnd sinkt sie zu Boden. Überwältigt, entzückt, glücklich. Nur allzu oft begegnen uns im Leben Dinge, die uns außergewöhnlich vorkommen, erstaunlich, für den Moment unbegreiflich, scheinbar unerklärlich. Erscheinungen, die uns nicht vertraut sind, Erlebnisse, die in unserem Alltag keine Entsprechung haben, Erfahrungen, die uns so noch nie begegnet sind, die wir weder kennen noch einordnen können. Bereits 1748 befasste sich der britische Philosoph David Hume in seiner umfangreichen Abhandlung »Enquiry Concerning Human Understanding« ausführlich mit der Frage, was passieren müsste, damit man den Nachweis erbracht habe, dass ein »Wunder« eingetreten ist. Schon damals kam der naheliegende Gedanke auf, dass, je außergewöhnlicher eine Behauptung sei – also ein behauptetes »Wunder« – desto außergewöhnlicher auch der Beleg sein müsse, mit dem man diese Deutung belegen müsse.

Übernatürliche Wunder

DOCH UNSERE DEUTUNG außergewöhnlicher Erfahrungen beruht auch auf ganz anderen – psychologischen – Parametern. Zumeist verschrecken uns nämlich solche Erlebnisse: Die fehlenden Erklärungen schüchtern uns ein, bedrohen die liebgewonene Illusion unserer festgefügteten Weltansicht. Die mangelnde Fähigkeit, die Dinge in gewohnte Schemata einzuordnen, macht uns Angst. In solchen Situationen reagieren Menschen überwältigt von Ehrfurcht, Demut, Gottesfurcht, erfinden Geschichten und Mythen. Spricht man in diesem Zusammenhang von einem »Wunder«, so versteht man darunter ein als übernatürlich angesehenes

Ereignis, eine nicht mit den bekannten Naturgesetzen erklärbar Begebenheit, ein echtes »paranormales Phänomen«. Psychologisch erfüllt das »Wunder« damit also doch wieder die Funktion einer einfachen Welterklärung: Es nährt die oben angesprochene Illusion, zu wissen, was der Fall war. Es gibt uns die Sicherheit, de facto doch eine »Erklärung« parat zu haben. Das nagende Gefühl der Unsicherheit schwindet und macht Platz für die wohlige Illusion des Bescheidwissens. Die Welt ist wieder in Ordnung.

Religionsführer sehen sich in der Regel genötigt, ihre göttliche Herkunft durch das Vollbringen von Wundern zu beweisen. Zumindest in den Berichten, die – von ihren gläubigen Anhängern – anschließend über sie verfasst wurden. Wer kein von der katholischen Kirche anerkanntes Wunder vollbracht hat, hat auch keine Chance darauf, heilig oder auch nur selig gesprochen zu werden. In der evangelischen Kirche nimmt man zumindest die in der Bibel offenbarten Wunderberichte ernst. Juden glauben

an die Wunder im alten Testament vom brennenden Dornbusch, über das Stillstehen der Sonne über Gibeon bis hin zu Jona, der von einem großen Fisch verschlungen und wieder ausgespuckt wird. Muslime halten sich an den Koran, der ebenfalls Wunderberichte enthält. Die drei monotheistischen Weltreligionen stützen sich also allesamt auf Wunderberichte. In all diesen Fällen hat das Wunder eine erklärende Funktion für unerklärlich wirkende Erlebnisse, es soll ein Beleg sein für das vermeintliche Überschreiten von Naturgesetzen, ein »Beweis« für das göttliche Wirken.

Wunder als Anomalie

Gibt es eine Alternative? In der Tat! Wir hätten grundsätzlich die Möglichkeit, Phänomene erst einmal als Erlebnisse zu akzeptieren, ohne gleich eine einfache Deutung parat zu haben, Hintergründe eine Zeit lang als unbekannt anzuerkennen, nicht sofort mit einer einfachen Erklärung aufzuwarten. Plötzlich böte sich uns dann die Gelegenheit, neuen Erfahrungen staunend zu begegnen, mit Interesse, Aufgeschlossenheit und Neugier. Diese Offenheit bedeutet nicht, die Suche nach Erklärungen, Begründungen und Hintergründen aufzugeben oder gar so zu tun, als gäbe es keine Erklärung. Im Gegenteil: Will man aufgeschlossen bleiben, ist man gut beraten, die naturalistische Vermutung als Hypothese ernst zu nehmen: Sie geht davon aus, dass es auf der Welt mit rechten Dingen zugeht.

DER NATURALISMUS BIETET die Grundlage für Erkenntnisdurst, methodische Forschung und Wissenschaft statt »Erleuchtung«, Mythen und Wunderglauben. In diesem neuen Zusammenhang versteht man unter dem Begriff »Wunder« etwas ganz anderes: Etwas vorläufig Unbekanntes, das uns motiviert genauer hinzusehen, eine wegweisende Anomalie, ein spannender Forschungsauftrag. Doch wieso fällt es uns so schwer, diesen Auftrag anzunehmen? Warum geben wir uns so schnell mit Scheinerklärungen zufrieden, statt kritisch nachzuforschen? Was treibt uns, Wunder lieber als überna-

türliche Ereignisse anzusehen denn als nützliche Anomalien? Dafür mag es eine ganze Reihe von Erklärungsansätzen geben. Einer davon zielt auf die Entwicklung und die Funktion unserer Wahrnehmung. Es lohnt sich, im Folgenden den Prozess des Wahrnehmens genauer unter die Lupe zu nehmen.

Ist, was wir wahrnehmen, wirklich immer wahr?

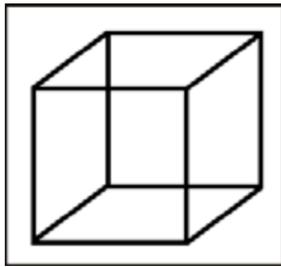
Unsere Wahrnehmungsorgane, die »Sinne«, sind unser Fenster zur Welt. Ohne sie hätten wir keinerlei Kontakt zu unserer Umwelt. Wir würden nichts erleben, nichts erfahren, nichts lernen. Doch wie die Welt letztlich in den Kopf gelangt, ist komplexer, als wir uns das spontan vorstellen mögen. Der Mensch ist mit verblüffenden Wahrnehmungsleistungen ausgestattet. Im Vordergrund stehen dabei schnelles Reagieren und die adäquate Bewältigung von Alltagssituationen. Komplexe Wahrnehmungsleistungen werden von klein auf eingeübt und erlernt. Doch wie zuverlässig sind die so aufwändig erstellten und trickreich ermittelten Wahrnehmungsergebnisse? Was macht das Verarbeitungssystem in unserem Gehirn mit den eingehenden Sinnesdaten? Und welche Bedeutung hat all das für die menschliche Erkenntnisfähigkeit? Und somit letztlich dafür, was wir unter einem »Wunder« verstehen (siehe oben)? Eine 1:1-Abbildung der Umwelt über unsere Sinnesorgane wäre meist nicht nur unmöglich, sondern letztlich auch wenig sinnvoll. Denn die Aufgabe »bilde deine Umwelt möglichst naturgetreu ab« – also die Wahrnehmungsaufgabe – ist unterbestimmt. Das heißt: Die Informationen, die wir über unsere Sinnesorgane erhalten, reichen in der Regel nicht aus, um eine brauchbare Repräsentation der Umwelt bereitzustellen. Schon beim Vorgang des Sehens wird dies augenscheinlich: Sehen ist nichts anderes als die Abbildung eines Ausschnitts unserer räumlichen, also dreidimensionalen Umwelt auf das flache, also zweidimensionale Bild auf der Netzhaut unserer Augen. Dass

169 | **quadrat** | zentimeter

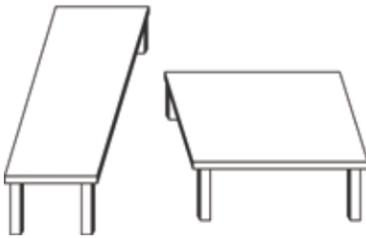
Kunst

www.eon-bayern.com

Kulturpreis Bayern
der E.ON Bayern AG



oben Necker-Würfel, benannt nach dem Schweizer Geologen Louis Albert Necker (1786–1861).



oben Shepard-Tische, benannt nach dem amerikanischen Psychologen Roger N. Shepard (geb. 1929): Beide Tischplatten sind deckungsgleich. Messen Sie es nach, indem Sie eine Schablone herstellen oder eine der Tischplatten ausschneiden und über die andere legen!



oben Fixieren Sie etwa 30 Sekunden lang die Mitte dieses Bildes und blicken Sie anschließend auf eine weiße Wand oder einen hellen Hintergrund. Falls das Nachbild zu schnell verblasst, können Sie es durch Blinzeln verstärken.

bei der Abbildung von 3D auf 2D Information verloren gehen muss, ist intuitiv einsichtig. Um im Kopf wieder ein räumliches Bild von der Umwelt zu erzeugen, sind Verarbeitungsschritte nötig, in die weitere Informationen einfließen müssen.

SO WIRKT BEISPIELSWEISE eine Person in der rechten Ecke des so genannten »Ames-Raums« kleiner, denn sie ist in Wirklichkeit viel weiter vom Beobachter entfernt als diejenige links. Dies ist aus einer bestimmten Perspektive aber nicht erkenntlich, da unsere Wahrnehmung dann fälschlicherweise von einem regelmäßigen quaderförmigen Raum ausgeht. Die Folge ist eine durchaus amüsante Illusion von »Riese« und »Zwerg«.

Zudem sind viele Sinnesreize mehrdeutig, was weitere Annahmen für ihre Verarbeitung erfordert. Eine der klassischen mehrdeutigen Figuren ist der Necker-Würfel: Die beiden großen, sich überschneidenden Quadrate der Würfelkanten können die Vorder-, aber auch die Rückseite eines Würfels bilden, also zwei unterschiedliche räumliche Deutungen, die in der Wahrnehmung hin und her springen. Das Gehirn muss also unvollständigen Sinnesinput ergänzen und bei mehrdeutigen Bildern Entscheidungen treffen. Dabei vollbringt es tagtäglich enorme Leistungen, um die eintreffenden Sinnesdaten sinnvoll auszuwerten. Wahrnehmung ist somit ein höchst aktiver Prozess. Bewusst wird uns immer nur das Ergebnis dieses Prozesses, das auf Hypothesen des Gehirns beruht.

Wahrnehmungstäuschungen als Triumph

War eine dieser Hypothesen falsch, kommt es zu einer Wahrnehmungstäuschung. Der umgangssprachlich häufig benutzte Ausdruck »Sinnes Täuschung« wäre hier nicht korrekt, denn falsch ist ja nicht, was die Sinne liefern, sondern was das Gehirn beim Verarbeitungsprozess namens »Wahrnehmung« daraus macht. Wahrnehmungstäuschungen nun aber als pure »Fehlleistungen« zu betrachten, wäre verfehlt. Das Gegenteil ist richtig: Sie sind ein Triumph unseres Wahrnehmungssystems über ein auf den ersten Blick zwar naheliegendes, letztlich aber wenig hilfreiches Konzept, die Welt einfach nur so genau wie möglich über die Sinne abzubilden. Relevant (z. B. für das Überleben) ist nämlich nicht in erster Linie, was »wahr« ist: Um das zu erkennen, fehlen uns ja – wie oben beschrieben – die vollständigen Informationen. Viel wichtiger ist, was uns in die Lage versetzt, effektiv und sinnvoll auf unsere Umwelt zu reagieren.

SO MAG ES objektiv falsch sein, die beiden Tische aus der Abbildung links als unterschiedlich groß anzusehen – in Wirklichkeit sind die Tischplatten exakt deckungsgleich: Messen Sie nach! Dennoch macht es im Alltag Sinn, für die beiden Tische unterschiedliche Tischtücher zu besorgen. Denn im wirklichen Leben sind die Tische keine flachen Bilder auf einer Zeitschriftenseite, sondern echte räumliche Objekte. Und diese nehmen wir natürlich entsprechend perspektivisch verzerrt wahr – so wie es unser Sehsystem gewohnt ist. Doch ob Täuschung oder nicht: Meist finden wir uns mit dem Bild, das unser Gehirn von unserer Umwelt konstruiert, sehr gut zurecht. Der Wahrnehmungsprozess hat sich im Lauf der stammesgeschichtlichen Evolution und der individuellen Entwicklung des Menschen gut auf unsere Bedürfnisse abgestimmt.

Naturalistische Ansätze

Was bedeutet all dies für die zahlreichen Berichte von Wundern in der Literatur der Menschheitsgeschichte? Mit dem Naturalismus im Gepäck sollten wir nicht dem gleichen Fehler verfallen und der Versuchung widerstehen, vorschnelle »Erklärungen« für berichtete Phänomene akzeptieren. In den meisten Fällen müssen wir offen eingestehen: Wir wissen es einfach nicht, waren nicht dabei, kennen die herrschenden Rahmenbedingungen oft viel zu wenig, um uns ein abschließendes Urteil zu bilden.

DOCH KÖNNEN BERICHTE Hinweise enthalten, die vor dem Hintergrund der naturalistischen Hypothese Erklärungsansätze nahelegen. So könnte der eingangs geschilderte fiktive Erlebnisbericht einer religiös gedeuteten Erscheinung auch auf das natürliche Phänomen eines Nachbildes zurückzuführen sein. Unser Gehirn ist stets auf der Suche nach sinnvollen Mustern – im Falle der Abbildung links unten ein bärtiges Gesicht. In diesem besonderen Fall tritt ein Effekt auf, den eine Forschergruppe um den Bamberger Psychologen Claus-Christian Carbon 2010 näher untersuchte: Offenbar neigen wir dazu, bärtige Gesichter mit dem Bild von Jesus Christus zu assoziieren.

Ob der so geschilderte Erklärungsansatz auf den konkreten Fall des Wunderberichts nun zutrifft oder nicht, lässt sich meist nicht mit letzter Sicherheit feststellen. Ob man vor diesem Hintergrund den Wunderbericht als übernatürliches Ereignis ansehen will oder die naturalistische Hypothese als zutreffend ansieht, bleibt letztlich der Entscheidung des Einzelnen überlassen.

Wahrnehmung und Wissenschaft

Das Gehirn als Gestalter, Wahrnehmung als aktiver Prozess: Täuschungen offenbaren Verarbeitungsmechanismen, Strategien, die unser Gehirn bei der Wahrnehmung anwendet. Denn in der Regel kommen wir im Alltagsleben mit dem Abbild der Welt, das unser Gehirn »konstruiert«, hervorragend zurecht.

DOCH UNSERE TÄUSCHBARKEIT lehrt uns zu differenzieren: Nie können wir sicher sein, dass unsere Erfahrungen mit der Außenwelt in allen Punkten übereinstimmen – so überzeugend das Erlebte auch ist oder war! Täuschungen führen uns vor Augen, dass der bloße Augenschein nicht genügt. Allein durch unser subjektives Erleben können wir nicht an verlässliche Erkenntnis gelangen. Dafür müssen wir wissenschaftliche Methodik bemühen, also geeignete Fragestellungen finden, passende Prüfmethode entwickeln, Hypothesen bilden und kritisch prüfen. Diese wissenschaftliche Vorgehensweise ist niemals endgültig,

liefert keine absoluten Wahrheiten. Sie ist fehlbar und ihre Ergebnisse müssen immer wieder kritisch überprüft und gegebenenfalls modifiziert werden. Aber dennoch: Erkenntnisse, die auf diese Weise erlangt werden, sind die verlässlichsten, die man bekommen kann.

Wissenschaft und Wunder

Wer dagegen absolute und unangefochtene Sicherheit der Erkenntnis haben möchte, kann sich nur flüchten – in eine Illusion, etwas zu wissen, was niemand wissen kann. »Wunder« in der ersten eingangs eingeführten Lesart (vgl. Überschrift »Übernatürliche Wunder«) sollen diese Bedingung erfüllen. Wo die Illusion zur seelischen Stabilität beiträgt, mag sie nützlich sein. Wo sie allerdings als unumstößliche Gewissheit empfunden wird, kann sie schaden: der eigenen Person beim Ignorieren ernsthafter Probleme oder dem verhassten Mitmenschen, der die Illusion nicht teilen mag.

So gesehen, können die Ausführungen in diesem Artikel als Plädoyer für die zweite Lesart von »Wundern« (vgl. Überschrift »Wunder als Anomalie«) verstanden werden: Als Wegweiser, Hinweise und Gelegenheiten, unser Wissen über die Welt zu erweitern.

WIR SOLLTEN UNS dabei immer wieder die Grenzen unserer Erkenntnisfähigkeit vor Augen führen: Eine der bedeutendsten Erfahrungen im Leben eines Menschen ist das Erlebnis, dass wir uns täuschen können. Es zeigt uns diese Grenzen auf und lehrt uns Zurückhaltung und Selbstkritik. Fundamentalisten sind Menschen, denen diese Erfahrung fehlt.

Dr. Rainer Rosenzweig ist Wahrnehmungspsychologe und Geschäftsführer des Nürnberger Hands-on-Museums turmdersinne (www.turmdersinne.de).

Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG

in Partnerschaft mit dem Bayerischen
Staatsministerium für Wissenschaft,
Forschung und Kunst

Leistung und Engagement für die Region sind
Markenzeichen der E.ON Bayern AG. Jährlich ver-
leihen wir den mit insgesamt 170.000 € dotierten
Kulturpreis Bayern für überragende Leistungen
in Kunst und Wissenschaft.
Ausgezeichnet werden neben herausragenden
Künstlern auch die besten Absolventen bezie-
hungsweise Doktoranden bayerischer Fachhoch-
schulen und Universitäten sowie der fünf staat-
lichen Kunsthochschulen in Bayern.

www.eon-bayern.com

e-on | Bayern

Wunder in der Medizin

Ver-wunder-liche Krankheitsverläufe und Spontanheilungen bei Krebs

Text: Herbert W. Kappauf



rechts Röntgenaufnahmen zeigen die erstaunliche Remission von Metastasen bei einem Krebspatienten innerhalb von vier Monaten.



NACH EINER 2006 durchgeführten repräsentativen Erhebung des Instituts für Demoskopie Allensbach glaubt eine deutliche Mehrheit der deutschen Bevölkerung, dass es Wunder gibt – mit steigender Tendenz und recht unabhängig vom Bildungsstand, Alter und von der konfessionellen Zugehörigkeit. Häufig bezieht sich das Wunderverständnis auf den Bereich Gesundheit.

In der Medizin sind »Wunder« ungewöhnlich günstige, also »ver-wunder-liche« Krankheitsverläufe, die dahingehende »infauste« Befürchtungen auf Patienten- und Therapeuten-seite widerlegen. Das »medizinische Wunder« bei einer Krebserkrankung besteht manchmal nur darin, dass ein Arzt nach der Diagnose mit wenig Expertise dem Patienten apodiktisch nur noch so oder soviel Monate »gegeben« hatte. In den seltenen Fällen jedoch, in denen eine fortgeschrittene Krebserkrankung ohne jegliche tumorspezifische Therapie verschwindet, sind sich sowohl die Genesenen, ihr Umfeld als auch Therapeuten einig, dass etwas geschehen ist, das »eigentlich nicht möglich ist«, ein »wirkliches Wunder«.

NUN WIRD DER Terminus »Wunder« in der Alltagssprache anders verstanden als in der Theologie, die in Hinblick auf die biblischen Wunder den Begriff in der westlichen Kulturgeschichte wesentlich besetzt hat und mit ihm ein – keineswegs einheitliches – dogmatisches Erklärungsmodell impliziert. Somit fühlen sich Wissenschaftler, die das seltene Phänomen einer medizinisch unerklärten Krebsrückbildung oder gar dauerhaften Krebsheilung unvoreingenommen untersuchen wollen, woher mit den Begriffen »Spontanremission« oder »Spontanheilung«, auch wenn diese semantische Abgrenzung das Problem anderer impliziter Grundannahmen nicht beseitigt.

Spontanheilungen bei Krebs gibt es wirklich – aber selten

Wissenschaftlich ist Spontanremission einer Krebserkrankung definiert als vollständige oder teilweise, vorübergehende oder dauerhafte Rückbildung sämtlicher oder zumindest relevanter Aktivitätsmerkmale einer bösartigen Erkrankung, die entweder ohne jegliche medizinische Therapie eingetreten ist oder unter Maßnahmen, die in der onkologischen Erfahrung nicht die Rückbildung erklären. Somit kann die Abgrenzung einer Spontanremission von einem seltenen Behandlungserfolg gelegentlich sehr schwierig sein. Denn die Einordnung einer Regression als spontan berührt notwendigerweise epistemologische Fragen von Therapiedefinition und Kausalität: Dass es das Phänomen Spontanremission bei Krebs wirklich gibt, gilt wissenschaftlich als gesichert. Biologische Erklärungsmodelle beziehen sich auf immunreaktive Prozesse, endokrine, also hormonelle Regulationsabläufe oder auf antiangiogenetische Mechanismen, die die Blut- und Nährstoffversorgung von Tumorknoten hemmen. Diese biologischen Abläufe induzieren letztlich eine Apoptose, also den programmierten Zelltod von Krebszellen und somit eine Tumorrückbildung. Manche dieser Mechanismen sind weitgehend wissenschaftlich entschlüsselt und haben die Entwicklung innovativer Krebsmedikamente ermöglicht.

Welche Rolle spielt die Psyche?

Methodologisch schwieriger ist es, den Stellenwert von psychischen, psychosozialen, psychologischen und spirituellen Faktoren für das Zustandekommen von Spontanremissionen auszuloten. Einige Fälle von Spontanremission, die mit einem religiösen Hintergrund oder starken Glaubensüberzeugungen einhergingen, sind gut dokumentiert. Unklar bleibt aber, ob hier eine kausale oder koinzidentelle Assoziation vorliegt. Eine große Zahl von autobiografischen Krankheitsberichten und journalistischen Darstellungen von Krebsheilungen in den Print- und Filmmedien betonen die Bedeutung bestimmter Persönlichkeitsmerkmale, Verhaltensweisen oder psychospiritueller Faktoren für die Genesung. Subjektive Krankheitstheorien, Kontrollüberzeugungen und andere psychosoziale Aspekte spielen für das Krankheitsverhalten, die Krankheitsadaptation und somit die Lebensqualität von Betroffenen während und nach einer Krebserkrankung eine wichtige Rolle. Menschen, die von einer Krebserkrankung geheilt werden, gewinnen durch ihre Auseinandersetzung mit ihrer existenziellen Bedrohung oft eine gelasseneren und positivere Lebenssicht. Dies gilt aber sowohl für Menschen, die ihre Genesung einer kompetenten onkologischen Behandlung verdanken als auch für Patienten, die eine Spontanremission erfahren. Die auffällige Epidemiologie von Spontanremissionen und die bisherigen Forschungsergebnisse erlauben es nicht, eine dominante kausale Rolle von psychischen, psychosozialen oder psychospirituellen Faktoren bei einer spontanen Krebsrückbildung zu postulieren. Die Analyse von Spontanremissionen stützt auch keineswegs häufig propagierte medikamentöse oder psychointerventionelle Ansätze, die auf eine pauschale »Stärkung des Immunsystems« abzielen.

Wie verarbeiten Krebskranke das »Wunder« einer Heilung?

Basierend auf eigenen Interviews mit Krebspatienten, die eine Spontanremission ihrer Tumorerkrankung erfahren durften und auf anderen Forschungsarbeiten, besonders von Hiroshi Oda, lassen sich diese Patienten in Hinblick auf ihre Krankheitsverarbeitung idealtypisch vier Gruppen zuordnen: »aktivem Kampf«, »existenziellem Wandel«, »religiöser Deutung«, »verstricktem Beobachten«.

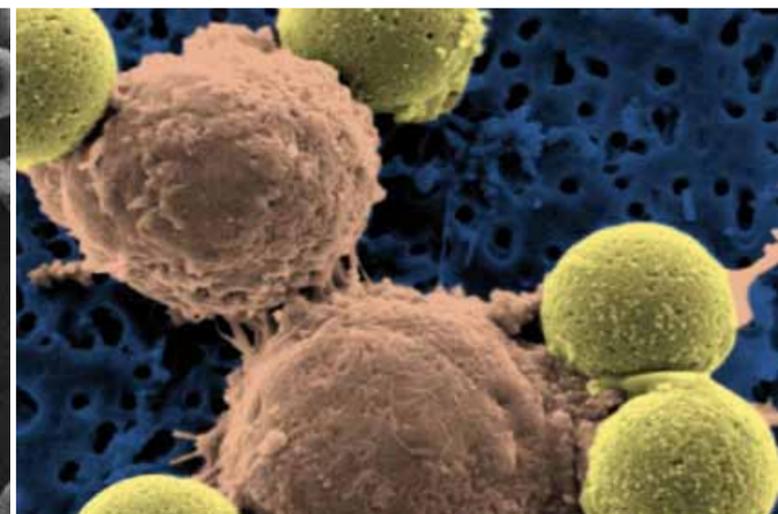
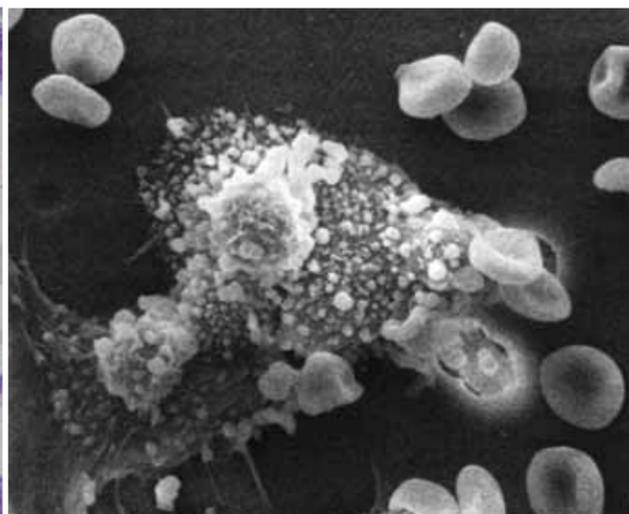
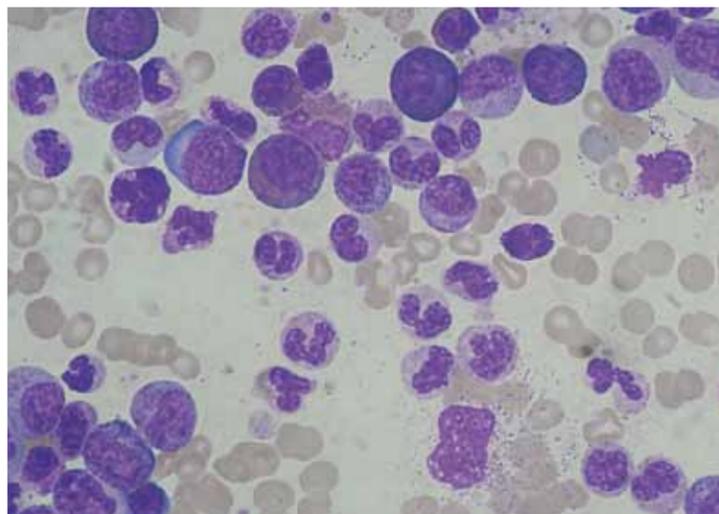
DIE »AKTIVEN KÄMPFER« betrachten ihre Krebserkrankung als eine von außen kommende Bedrohung ihres Lebens, gegen die es aktiv anzukämpfen gilt. Maßnahmen der »Krebsabwehr«, »Abwehrsteigerung« und aktives Krankheitsver-

halten stehen deshalb ganz im Vordergrund. Die Frage »Warum ich?« spielt keine große Rolle. Eine Spontanremission wird als »Sieg« und Bestätigung der eigenen Kampfstrategie erlebt, die es ermöglicht, im Großen und Ganzen das Leben vor der Krankheit fortzusetzen. Nicht selten wird dieses eigene »erfolgreiche« Krankheitsverhalten medienwirksam als allgemeine Strategie gegen Krebs propagiert. Die meisten Bücher über unerwartete Krebsgenesungen berichten über derartige »aktive Kämpfer« oder sind von ihnen geschrieben.

Patienten des Typs des »existenziellen Wandels« sehen dagegen in ihrer Krebserkrankung eine Botschaft des Körpers, dass er so nicht weiterleben könne. Die »Warum ich?«-Frage ist für diese Menschen zentral. Sie ändern ihr Leben grundlegend, versöhnen sich oft mit der Möglichkeit zu sterben. Eine Spontanremission betrachten diese Menschen nicht als das Ziel, sondern eher als das »Nebenprodukt« ihres existenziellen Wandels. Sie schildern ihre Lebensweise vor und nach der Erkrankung im großen Kontrast.

EIN TEIL DER Menschen deutet ihren existenziellen Wandel in dem religiösen Kontext, in den sie weltanschaulich eingebunden sind oder den sie in der Krankheit für sich entdecken. Eine Spontanremission deuten sie als göttliche »Gnade« und als »Wunder«, das an ihnen geschehen ist. Ihre Gebete oder die Fürbitten anderer seien erhört worden.

Eine vierte Patientengruppe ist nicht fähig oder willens, sich eingehender mit ihrer Erkrankung auseinander zu setzen. Sei es, dass sie in ihrer kognitiven Krankheitsauseinandersetzung eingeschränkt sind oder, vor Angst gelähmt, ihre Krankheit und deren Bedrohlichkeit verdrängen möchten. Oder sie geben in einer stoischen Grundhaltung der Krankheit deshalb wenig Raum, weil die Zukunft »sowieso unsicher« sei. Sie müssten nehmen, was komme, also sei es besser, sich im Moment mit dem »Hier und Jetzt« zu beschäftigen. Sie erleben ihre Krankheit manchmal wie einen Film, den sie sich anschauen, und dabei registrieren sie, dass sie darin mitspielen. Sie erleben sich also in eine fremd anmutende Geschichte verstrickt, die sie, wenn überhaupt bewusst, dann eher beobachtend registrieren. Eine Spontanremission ändert deshalb ihr Leben nicht wesentlich. Bildlich gesprochen verlassen sie,



mehr oder weniger erleichtert oder nachdenklich, das Kino, in dem ihre Krankheitsgeschichte gezeigt wurde. Das Phänomen ihrer Spontanremission ist für sie genauso wenig wie die vorangegangene Erkrankung kein großes Thema.

DIESE VIER TYPEN der Auseinandersetzung mit der Krankheit sind nicht spezifisch für Krebskranke, die eine Spontanremission erfahren. Die gleichen Verhaltensmuster findet man auch bei Krebsbetroffenen, die durch eine kompetente Tumorthherapie eine Remission oder gar eine Heilung ihrer Krankheit erreichen, genauso aber auch bei Patienten, deren Krankheit fortschreitet und die daran sterben.

Genauso wenig wie eine jahrzehntlang immer wieder beschriebene »Krebspersönlichkeit« der soliden psycho-onkologischen Forschung standhielt, gibt es keine hinreichenden Belege für eine »Spontanremissions-Persönlichkeit«. Krebskranke, die eine Spontanremission oder gar eine Spontanheilung erfahren, sind als Personen und in ihrem Krankheitsverhalten so unterschiedlich wie andere Krebskranke auch. Das sollte Krebsbetroffenen Mut geben, sich selbst in ihrer Einmaligkeit mit all ihren individuellen Stärken und Hoffnungen ernst zu nehmen, ohne sich die Schuhe von anderen anziehen zu müssen.

Spontanheilungen als Impuls für innovative Krebstherapien

Das Phänomen von Spontanremissionen hat entscheidend zu wichtigen Therapiefortschritten in der Krebsmedizin beigetragen: Die über Jahrhunderte immer wieder gemachte Beobachtung, dass

oben v. l. n. r. Blutbild bei chronischer Leukämie mit stark vermehrten weißen Blutkörperchen | Zerstörung einer Krebszelle durch Abwehrzellen | Gezielte Zerstörung von Krebszellen durch in einem Forschungsprojekt an der University of Pennsylvania School of Medicine, USA, genetisch veränderte weiße Blutkörperchen.

sich gelegentlich ein Brustkrebs im Wochenbett oder nach dem Eintritt der Wechseljahre zurückbildet, führte zur Entwicklung der antihormonellen Therapie von Brustkrebs. Diese antihormonelle Therapie – anfangs operativ, inzwischen medikamentös – ist zum wesentlichen Standpfeiler der modernen Brustkrebstherapie geworden.

GENAUSO HAT DER Krankheitsverlauf eines Patienten, bei dem bei der Operation eines Magenkrebses bereits inoperable Lebermetastasen festgestellt wurden, zur Entwicklung der modernen Immuntherapie gegen Krebs geführt. Er hatte nach der Operation eine bakterielle Bauchfellentzündung nur knapp überlebt, war aber bei einer Gallenblasenoperation zwölf Jahre später tumorfrei. Wieder reflektiert wurden frühere Fallberichte von Tumorrückbildungen im Rahmen von schweren Infektionen. Bereits 100 Jahre früher, 1866 in Deutschland, waren derartige Beobachtungen Modell einer weltweit ersten immunologischen Tumorthherapie gewesen: Nach der bewussten Infektion einer jungen todkranken Krebspatientin hatten sich ihre große Tumorknoten eindrucksvoll verkleinert, leider nur für kurze Dauer. Ein afrikanischer Junge, dessen aggressiver Lymphknotenkrebs spontan auf Dauer verschwand, nachdem er sich mit Masern angesteckt hatte, steht aktuell für Krebsforscher der Universität Tübingen und des Heidelberger Krebsforschungszentrums Pate für eine innovative Tumorthherapie, bei der Viren Krebszellen bekämpfen sollen.

Für Wunder in der Medizin gilt somit das wissenschaftliche Credo, das bereits der Kirchenvater Augustinus vor mehr als eineinhalb Jahrtausenden formuliert hat: »Wunder sind also nicht wider die Natur, sondern nur gegen die uns bekannte Natur«.

Dr. Herbert W. Kappauf ist Facharzt für Innere Medizin, Hämatologie und Internistische Onkologie, Palliativmedizin und Facharzt für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie in Starnberg. Seine Publikation »Wunder sind möglich. Spontanheilung bei Krebs« ist 2011 im Kreuz Verlag Freiburg erschienen.



AVISO EINKEHR
 DAS RESTAURANT HAUPT IM
 AUGSBURGER PRINZ-KARL-PALAIS:
 WOHLFÜHLEN IM EINSTIGEN MILITÄRBEZIRK



©Restaurant Haupt

Text: Frank Heindl

DAS HÄTTE SICH der Architekt Ludwig Leybold nicht träumen lassen: Dass in dem Gebäude, das er Ende des 19. Jahrhunderts als Kaserne zu Ehre und Ruhm der Streitkräfte Wilhelms II. geplant hatte, dereinst Menschen aus allen Bevölkerungsschichten sitzen würden, um sich an delikaten Speisen zu laben und nebenbei zu erörtern, wie gelungen sich die Leyboldsche Architektur hundertdreißig Jahre später ins Stadtbild fügt.

Ende der 1990er-Jahre hatte der Architekt Dieter Rehberger eines der beiden langgestreckten Gebäude saniert, die nördliche und südliche Begrenzung der Prinz-Karl-Kaserne bildeten. Kriegsschäden und jahrzehntelanger Leerstand hatten dem Haus arg zugesetzt – doch das kam Rehbergers Idee von zeitgemäßer Sanierung sogar zupass. Er entkernte das Militärgebäude, erhielt aber die großen Treppenhäuser, die imposanten Gewölbe, die großen Fenster, die großartige Fassade aus rotem Klinker. Und bescherte den Augsburgern so das Schmuck-

stück »Prinz-Karl-Palais«, das sich mittlerweile zum Eingangportal eines komplett neuen Stadtquartiers entwickelt hat – des Prinz-Karl-Viertels.

Von vorneherein hatte zu Rehbergers Konzept auch ein Restaurant gehört, das Leben ins neue Haus und ins neue Viertel bringen sollte. Ein glücklicher Zufall also, dass der Koch Michael Haupt gerade auf der Suche nach einem neuen Wirkungsfeld war. »Wir konnten uns damals nur sehr schwer vorstellen, wie in diesem alten Gemäuer ein Restaurant wirken würde«, erzählt Haupts Partnerin Bettina Piller. Der Architekt hatte in den halb souterrain gelegenen Räumen des Restaurants den Putz von den Decken klopfen lassen – zum Vorschein kam das prächtige gemauerte Kreuzgratgewölbe, das auch die imposante Eingangshalle des Gebäudes ziert.

SO BRAUCHTE ES nur noch die Künste eines versierten Innenarchitekten, um das alte Kellergewölbe zu einem behaglichen Restaurant zu machen. »Auf die roten Raumteiler wären wir alleine nie gekommen«, gibt Bettina Piller unumwunden zu. Dazu kam noch eine stimmungsvolle

Beleuchtung – und schon hatte das von der Presse als »luxuriöses Baujuwel« betitelte Gebäude ein weiteres Highlight: das Restaurant Haupt. Ein beliebter Zeitvertreib für Stammkunden ist es, neuen Gästen dabei zuzuschauen, wie sie über die Bauweise des Deckengewölbes rätseln und die Frage erörtern, warum die auf Säulen ruhende, weit geschwungene Konstruktion nicht zusammenstürzt.

Zum unvergleichlichen Ambiente gehört übrigens auch der kleine Garten auf der Nordseite: Dort kann der Gast in lauen Sommernächten bis zur späten Stunde speisen – mit Blick auf den 1,7 Hektar großen Park, der den Betrachter schnell vergessen lässt, dass hier einst die Rekruten der k.u.k.-Monarchie gedrillt und geschunden wurden, dass von hier die Augsburger Regimenter in den Ersten Weltkrieg aufbrachen, dass auch die braunen Nazihorden hier Aufmärsche und Fahnenweihen zelebrierten.

Man kann also heute bei einem guten Wein und beispielsweise bei Haupts wunderbarem mediterranen Menü trefflich über die Zeitläufte rasonieren – beispielsweise über die Tatsache, dass aus einem militärischen, nach außen abgeschotteten Komplex ein modernes, urbanes Viertel geworden ist, mit Einzelhandel, Ärzten, Büros, Studentenwohnheim und nicht zuletzt dem in der Mitte gelegenen Park mit 130 neu angepflanzten Bäumen. »Charmanter Prinz hat Zimmer frei« – mit diesem Slogan hatte Architekt Rehberger zu Beginn um Mieter geworben. Doch Werbung war bald nicht mehr nötig: Inzwischen sind weitere Wohnblocks wie Pilze aus dem Boden geschossen; auch ein Haus für betreutes Wohnen gehört zum Ambiente des gemischten Bevölkerungsspektrums.

AUCH WENN DER Gesamtkomplex wirtschaftlich aufs Beste funktioniert – von Krisen blieb das Restaurant nicht verschont. In den ersten Jahren arbeitete sich Haupt strebsam nach oben, erhöhte beständig sein Niveau, kam in die Reichweite höchster Meriten von Gault-Millau- und Michelin-Testern – und musste doch seine ehrgeizigen Pläne zurückschrauben. Denn Sterneküche kann sich nicht jeder leisten, und wenn die Wirtschaft kriselt, bleiben die Kunden weg. 2008 war es soweit: Die großen Weihnachtsfeiern der Unternehmen blieben – nicht nur bei Haupt – aus, die Gästezahlen sackten ab, man musste umdisponieren. Seither bietet man einen preiswerten Mittagstisch an, auch abends ist Bürgerliches zu haben – doch mit Haupts Menüs stehen weiterhin auch Leckereien für den gehobenen Geschmack auf der Speisekarte. Weshalb die Gourmet-Kritiker dem Haus treu geblieben sind: Der Gault Millau

verlieh 13 Punkte, von Michelin gab's den BIB-Gourmand, eine Auszeichnung für sorgfältige Küchenleistung zu günstigen Preisen. Auch die Kunden sind wieder da, Koch Michael Haupt muss sich keine Sorgen mehr machen. »Nur das mit dem Stern mussten wir aufgeben, diese Ambition haben wir abgelegt«, sagt Bettina Piller ohne Bedauern. Ihr sei die Zufriedenheit der Stammgäste wichtiger. Die rühmen übrigens auch den außerordentlich freundlichen Ton des Personals, das nicht nur den zum Ausklang passenden Grappa empfiehlt, sondern – wenn es der Gästeandrang erlaubt – auch gerne eine Weile zum Plausch am Tisch verweilt.

DER GUTE RUF des Loup de Mer ebenso wie des Chateaubriand oder der bayerischen Ente auf Apfelrotkraut tut ein Übriges, und natürlich auch die Tatsache, dass Michael Haupt Wert auf frische Zutaten aus der Region legt – Fleisch und Kartoffeln etwa bezieht er von ausgewählten Höfen aus dem Schwäbischen Umland. Und der Weinkeller beherbergt trotz Verkleinerung manchen edlen Schluck, bei dessen Auswahl Bettina Piller fachkundig berät.

Frank Heindl lebt als freier Journalist in Augsburg. Er ist außerdem Kulturredakteur für die Internet-Zeitung DAZ (www.daz-augsburg.de) und verbringt in dieser Funktion einen großen Teil seiner Zeit in Theater- und Konzertsälen. Manchmal allerdings geht er abends auch gut essen.

Wegbeschreibung
 Von der Autobahnausfahrt Augsburg-West kommend fährt man auf der B 17 Richtung Landsberg. Diese an der Ausfahrt Eichleitnerstraße verlassen – hierher fährt man auch, wenn man aus der Richtung Landsberg und dem Allgäu kommt. Die Eichleitnerstraße stadteinwärts bis zur Gögginger Straße, auf die man nach rechts einbiegt, um sofort anschließend erneut nach rechts in die Schertlinstraße einzufahren. Von hier noch etwa 500 Meter.

Restaurant Haupt im Prinz-Karl Palais
 Schertlinstraße 23 | 86159 Augsburg
 Telefon 0821. 589 84 75
kontakt@restaurant-haupt.de | www.restaurant-haupt.de

aviso EINKEHR

DIE SCHÖNSTEN DENKMALGESCHÜTZTEN WIRTSHÄUSER UND GASTHÖFE IN BAYERN SIND (NOCH) NICHT SO BEKANNT WIE VIELE UNSERER SCHLÖSSER, BURGEN UND KIRCHEN. DAS MUSS SICH ÄNDERN! IN »AVISO EINKEHR« STELLEN WIR IHEN DESHALB DIE SCHÖNSTEN KULINARISCH-BAVARISCHEN MUSENTEMPEL VOR: ALLE RESPEKTABLE UND AUTHENTISCHE ZEUGNISSE UNSERER REICHEN BAUKULTUR UND: IN ALLEN KANN MAN HERVORRAGEND ESSEN, IN MANCHEN AUCH ÜBERNACHTEN.

HABENT SUA FATA ARCHIVI

DAS SCHWARZENBERG-ARCHIV KEHRT NACH FRANKEN ZURÜCK



oben Urkunde über den Kauf eines Anteils an der Burg Schwarzenberg durch Erkingen von Seinsheim (gewissermaßen der Stammvater derer von Schwarzenberg).

Text: Daniel Burger, Bernhard Grau

DEN NAMEN SCHWARZENBERG verbindet die Öffentlichkeit heute mit dem tschechischen Vizepräsidenten und Außenminister Karel Schwarzenberg, der einer weitläufigen Adelsfamilie mit Ursprung in Mittelfranken angehört. Weniger bekannt sein dürfte, dass das auf der Stammburg erwachsene Archiv der Schwarzenbergs im Zweiten Weltkrieg nach Böhmen verlagert wurde. Vor wenigen Wochen ist es nach Franken zurückgekehrt. Jahrzehntelange Verhandlungen waren notwendig, um die Rückführung zu ermöglichen. Dass Bücher ihre Schicksale haben, stellte schon der Dichter Terrenz in dem gern zitierten Sprichwort »habent sua fata libelli« fest. Ähnliches gilt auch für Archive: Die verwirrende Geschichte des wertvollen Adelsarchivs der Schwarzenbergs ist in geradezu symbolträchtiger Weise eng verknüpft mit der Geschichte der deutsch-tschechischen Beziehungen.

Der Aufstieg einer Familie

Das Familienarchiv der Schwarzenbergs zählt zu den größten und bedeutendsten Adelsarchiven aus dem Raum Mittelfranken. Seine Bedeutung für die Geschichte der Region im Späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit ist kaum zu überschätzen: Die gefürstete Grafschaft Schwarzenberg zählte zu den größten Herrschaftsträgern im Bereich Mittelfranken. Die adelige fränkische Familie, die sich zunächst v. Seinsheim und nach dem Erwerb der Burg Schwarzenberg (1405/1421) nach dieser benannte, erlebte im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit einen enormen Aufstieg über den Freiherrnstand (1429) in den Grafenstand (1566/1599) und letztlich in den Fürstenstand (1670). Die Grundlagen dafür schufen eine äußerst erfolgreiche Besitzstandsmehrung,

eine geschickte Machtpolitik und die Dienste für den kaiserlichen Hof. Die gefürstete Grafschaft Schwarzenberg war reichsunmittelbarer Stand im Fränkischen Kreis. Dies bedeutete, dass die Grafen beziehungsweise Fürsten zu Schwarzenberg den Status von Territorialherren besaßen und deshalb auf den Reichs- und Kreistagen auf der Grafenbank bzw. im Reichsfürstenrat Platz nehmen und persönlich ihre Stimme abgeben konnten. Dies erhob sie weit über die in Franken zahlreich vertretenen kleinen Reichsritter, die weder Sitz noch Stimme auf Kreis- und Reichstagen besaßen.

Jahresringe eines Archivs

Das Archiv dieser Adelsfamilie wurde weitgehend ungestört überliefert. Wegen der seltenen Besitz- und Herrschaftskontinuität der Fürstenfamilie ist es nie ernsthaft geschmälert worden, sondern hat über die Jahrhunderte hinweg immer weitere Jahresringe angesetzt, bis es auf seinen jetzigen Umfang von rund 700 laufenden Metern angewachsen ist. Das Archiv ist zudem über die Jahrhunderte hinweg bis weit ins 20. Jahrhundert hinein immer an seinem ursprünglichen Verwahrungsort auf Schloss Schwarzenberg in der Nähe des Ortes Scheinfeld geblieben. Selbst als die Fürstenfamilie im 17. Jahrhundert reichen Besitz in Südböhmen erwerben konnte und ihren Herrschaftsmittelpunkt 1654 nach Wien verlegte, blieb das Archiv weitgehend ungeschmälert auf der Stammburg in Mittelfranken zurück. Nur die Familienurkunden wurden 1835 entnommen und nach Wien verbracht, wo sich damals auch das Zentralarchiv der Familie befand.

Das Schwarzenberg-Archiv im Strudel der Geschichte

Dass das Schwarzenberg-Archiv trotz seiner Bedeutung der Forschung bislang kaum zugänglich war, hat vor allem damit zu tun, dass es im 20. Jahrhundert in den Strudel der historischen Ereignisse geriet.

AM 17. AUGUST 1940 erklärte der NS-Staat den Fürsten Adolf zu Schwarzenberg zum Reichsfeind. Sein ganzes Vermögen wurde beschlagnahmt, so auch das auf dem Schloss Schwarzenberg lagernde Archiv. Anordnende Dienststelle war die Gestapo-Leitstelle in Linz. Die Entscheidung, dass der Besitz der Fürsten zu Schwarzenberg nicht aufgeteilt und dass seine Erträge für kulturelle Zwecke des Gaues Oberdonau verwendet werden sollten, wurde jedoch in der Berliner Reichskanzlei, das heißt von Hitler selbst, getroffen. Fürst Adolf zu Schwarzenberg hatte sich von Anfang an offen

gegen die nationalsozialistische Ideologie gestellt, so hatte er z. B. beim Einmarsch Hitlers in Wien an seinem Palais Trauerflaggen hissen und aus Protest gegen die Judendiskriminierung in seinem Park Schilder: »Juden willkommen« anbringen lassen.

Proteste seines Bevollmächtigten, des Cousins Heinrich Prinz zu Schwarzenberg, gegen die Beschlagnahme blieben folgenlos. Fürst Adolf zu Schwarzenberg hatte bereits 1939 seinen Aufenthalt nach Bordighera in Italien verlegt, wo ihm eine Villa gehörte. Mit Eintritt Italiens in den Zweiten Weltkrieg emigrierte er in die Schweiz und schließlich in die Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Scheinfeld nach Krumau

Im Jahr 1944 wurde das Archiv nach Böhmen ins Schloss Krumau (heute Český Krumlov) verlagert. Dies hatte vor allem mit den Luftangriffen der Alliierten auf den Raum Mittelfranken zu tun. Bei einem dieser Luftangriffe waren offensichtlich Teile eines abgeschossenen Flugzeugs über dem inzwischen in eine Gauschulungsburg der Nationalsozialisten umgewandelten Schloss Schwarzenberg abgestürzt. Damit galt auch das in die Schlosskapelle umgelagerte Archiv als gefährdet. Es sollte nach Kriegsende wieder an seinen angestammten Platz zurückgebracht werden. Dazu kam es dann aber nicht.

Die zweite Enteignung der Schwarzenbergs

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs hatten sich die Konstellationen grundlegend verschoben. Das Zentralarchiv befand sich nun im sowjetischen Einflussbereich, konkret in der Verfügungsgewalt der wiedererrichteten, nun aber kommunistisch geführten Tschechoslowakei. Die Fürstenfamilie wurde nun ein weiteres Mal enteignet, der Besitz der Fürsten zu Schwarzenberg in Böhmen verstaatlicht. Durch die Einlagerung in Krumau verfiel auch das Schwarzenberg-Archiv der Einziehung, obwohl es mit Böhmen im Grunde nichts zu tun hatte. In den 1950er Jahren bemühten sich die Fürsten zu Schwarzenberg daher um die



oben Kopialbuch über Kauf-, Wechsel- und Schuldbriefe aus den Jahren 1435-1504.



Rückgabe zumindest derjenigen Archivbestandteile, die die bayerischen und die österreichischen Besitzungen betrafen. Doch blieb diesen Bemühungen der Erfolg versagt. Der heraufziehende Kalte Krieg machte die Hoffnungen auf eine Rückkehr des Archivs an seinen Ursprungsort dann erst einmal zunichte. Folge war, dass das Archiv für Benützer aus dem Westen praktisch unzugänglich war. In der Tschechoslowakei selbst wurde das Archiv kaum genutzt, bezog es sich doch fast ausschließlich auf den Besitz der Fürsten zu Schwarzenberg in Mittelfranken.

IN DER BUNDESREPUBLIK stellte Fürst Adolf zu Schwarzenberg parallel zu diesen Bemühungen einen Antrag auf Wiedergutmachung der Schäden, die ihm durch die Beschlagnahme seines Vermögens durch die Nationalsozialisten entstanden waren. Da sich das Archiv der Schwarzenbergs zum Zeitpunkt der Enteignung auf dem Boden der späteren Bundesrepublik befunden hatte, war es Gegenstand dieses Rückerstattungsantrags. Folge war, dass die Wiedergutmachungsbehörde in Fürth ein Vergleichsverfahren einleitete, in dem die Bundesrepublik als Rechtsnachfolgerin des Deutschen Reichs die beklagte Partei war. Nachdem deutlich geworden war, dass an eine Herausgabe des Archivs durch die Tschechoslowakei nicht zu denken war, kam 1965 ein Vergleich zustande, auf dessen Grundlage der Bund schließlich eine Ausgleichszahlung leistete.

Glückliche Rückkehr

Die bayerische Archivverwaltung hatte sich über diese Entwicklungen immer auf dem Laufenden gehalten. Eigene Schritte zur Rückgewinnung des Schwarzenberg-Archivs unternahm sie erstmals wieder im Jahr 1978. Den Hintergrund dafür bildeten die sich vor allem in den 1980er Jahre langsam wieder intensivierenden deutsch-tschechischen Beziehungen. Allerdings dauerte es bis zum Fall des Eisernen Vorhangs, bis die tschechische Archivverwaltung ihre grundsätzliche Bereitschaft zur Rückgabe signalisierte. Um die jetzt gefundene Lösung zu ermöglichen, bedurfte es aber wohl einer weitergehenden Normalisierung der deutsch-tschechischen Beziehungen, wie sie in den zurückliegenden Jahren ohne Zweifel stattgefunden hat.

Kulturgut Archiv

Dass das Archiv nun ohne Gegenleistung nach Mittelfranken zurückgeführt werden konnte, ist ein Akt des guten Willens der Tschechischen Republik. Sie ließ sich dabei von einem Grundsatz leiten, der im Kulturgüter-Übereinkommen der UNESCO von 1970 formuliert wurde. Darin wird unter anderem festgestellt, dass »das Kulturgut zu den wesentlichen Elementen der Zivilisation und Kultur der Völker gehört und dass sein wahrer Wert nur im Zusammenhang mit einer möglichst umfassenden Unterrichtung über seinen Ursprung, seine Geschichte und seinen traditionellen Hintergrund erfasst werden kann«. In besonderer Weise gilt bei Archivgütern weltweit der Grundsatz, sie im Zusammenhang mit ihrem Entstehungsort zu bewahren und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Ein Schatz für die Geschichtsforschung

Das Schwarzenbergsche Familienarchiv ist aufgrund seines Umfangs, seiner Unversehrtheit und der Fülle und Vielfalt der darin enthaltenen Archivalien ein ausnehmend wertvolles Kulturgut: In diesem Archiv sind insgesamt rund 3500 Urkunden von 1336 bis 1899 in 44 hölzernen

Kisten aufbewahrt, darunter Urkunden von Kaisern, Königen und Fürsten. Dazu kommen rund 716 Regalmeter mit 352 Paketen Amtsbüchern, 1694 Paketen Akten, 1722 Bündel mit Rechnungen und schließlich 675 Pakete »Perlustranda« (d. h. ungeordnetes Aktenmaterial). Inhaltlich ist das Archiv breit aufgefächert. Der Urkundenbestand dokumentiert vornehmlich Rechtstitel wie An- und Verkäufe, Schuldbriefe (etwa von Kaiser Karl IV. aus dem Jahre 1355), Gerichtsprivilegien, Marktrechtsverleihungen (z. B. 1422 für Geiselwind) oder Lehenbriefe. Die im Original vorhandenen Urkunden beziehen sich auf die fränkischen Besitzungen. Von den ausgesprochenen Familienurkunden, die im Original heute im Schwarzenbergschen Zentralarchiv in Krumau liegen, hatte man sich schon früh Abschriften beschafft.

Seltene »Ego-Dokumente«

Nahezu lückenlos erhalten geblieben sind die Rechnungs- und Protokollserien seit dem Dreißigjährigen Krieg. Urkunden und Amtsbücher reichen noch wesentlich weiter zurück. Typisch für ein Herrschaftsarchiv sind die rechtlichen Betreffe in den Akten und Amtsbüchern der Straf- und der freiwilligen Gerichtsbarkeit, dann die Unterlagen der Grundherrschaft mit den Aufzeichnungen über den Grundbesitz, den daraus zu leistenden Abgaben, Zinsen und Steuern. Bei einer ersten Sichtung der Amtsbücher wurden aber auch sehr seltene »Ego-Dokumente« identifiziert, etwa das Hausbuch des Hans Rüdinger, Wirt zu Marktbreit, in dem von 1575-1635 Hochzeiten, Geburten, Todesfälle und andere familiäre Ereignisse aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges festgehalten sind.

Ein Archiv mit sozialer Spannweite

Die Archivalien des Schwarzenberg-Archivs erfassen somit die gesamte soziale Spannweite von der fürstlichen Familie und ihren Amtsträgern über die Bauern und Handwerker bis zu den Knechten und Dienern. Heimatforschung, Familienforschung, Landesgeschichte, Rechtsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Volkskunde erwarten Material auf breiter Basis.

AUSSENMINISTER SCHWARZENBERG freute sich bei dem Festakt zur Ankunft des Archivs am 9. Dezember des vergangenen Jahres im Nürnberger Staatsarchiv darüber, dass das Archiv nun endlich für die Geschichtsforschung nutzbar gemacht werden kann. Schwarzenbergs Auffassung, es bestünden »Gott sei Dank seit Jahrhunderten das erste Mal« keine wesentlichen Probleme mehr in den deutsch-tschechischen Beziehungen, wird durch die Rückführung des fränkischen Schwarzenberg-Archivs aufs Schönste bestätigt.



Der 3. Oktober 2011 wird als denkwürdiges Datum in die Annalen der bayerischen Archivverwaltung eingehen: An diesem Tag übergaben in Prag der tschechische Staatsminister des Innern, Jan Kubice, und der Leiter des Gebietsarchivs Tréboň, Dr. Václav Rameš, namens der Tschechischen Republik das Archiv der gefürsteten Grafschaft Schwarzenberg an den Freistaat Bayern, der bei diesem Anlass durch den Wissenschaftsminister, Dr. Wolfgang Heubisch, und die Generaldirektorin der Staatlichen Archive Bayerns, Dr. Margit Ksoll-Marcon vertreten wurde.

Am 9. November wurde das Archiv im Beisein des tschechischen Vize-Ministerpräsidenten und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Karel Schwarzenberg, sowie des Vize-Innenministers, Mgr. Ondřej Veselský, im Staatsarchiv Nürnberg der Öffentlichkeit vorgestellt.

oben Der Umzug vom Schloss Orlik in Tschechien ins Staatsarchiv Nürnberg.

rechts Mgr. Ondřej Veselský, tschechischer Vize-Innenminister, und Karel Schwarzenberg, tschechischer Vize-Ministerpräsident und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.

Dr. Margit Ksoll-Marcon, Generaldirektorin der Staatlichen Archive Bayerns mit Außenminister Schwarzenberg. Schwarzenberg in der Ausstellung des Staatsarchivs Nürnberg zum Schwarzenberg-Archiv.

Dr. Daniel Burger ist Beständereferent im Staatsarchiv Nürnberg. Dr. Bernhard Grau ist Stellvertreter der Generaldirektorin der Staatlichen Archive Bayerns und Leiter der Abteilung für Bestände und Archivpflege.



rechts Brigitte Kronauer,
Jean-Paul-Preisträgerin 2011.

© Wolfgang Maria Weber

»...DAS HERBEIGESCHWEIFT KOMMENDE UND IM FLÜCHTIGEN ERHASCHTE LEBEN« LAUDATIO AUF BRIGITTE KRONAUER ZUR VERLEIHUNG DES JEAN-PAUL-PREISES 2011

Text: **Thomas Steinfeld**

EINMAL IN DER Stunde widmet sich »Bayern 5«, das Nachrichtenprogramm des Bayerischen Rundfunks, den Ereignissen der »Kultur«. Diese haben ihre Zeit nach den eigentlichen Nachrichten, an derselben Stelle, an denen sonst Vertiefungen und Erweiterungen des regulären Programms geboten werden. Dass es allerdings bei der Kultur um etwas prinzipiell anderes gehen soll, hört man der jeweiligen Ankündigung deutlich an. Denn während es beim »Hintergrund«, bei »Wirtschaft« und »Sport« forsch zur Sache geht – es lautet also, ganz informativ: »Hintergrund«, »Wirtschaft«, »Sport«, wobei letzterer noch mit allerlei lebensnahe Gequietsche und Gejohle unterlegt wird –, schmilzt die Kultur gleichsam dahin: »Kultur« lautet das Wort, wobei der Verschlusslaut »K« so weich wie möglich angegangen, das erste »U« so rund wie möglich ausgeformt und das zweite »u« sehr ins Dauerhafte gezogen wird – ganz so, als wäre die Kultur dabei, sich ihrer ganzen Länge nach auf dem weichen Diwan der Muße und Kontemplation auszustrecken.

Die Art dieser Ankündigung vermittelt zweierlei: Zum einen setzt sie eine scharfe Trennung zwischen dem, was sie für die Prosa der Wirklichkeit hält, und den höheren oder schöneren Angelegenheiten des Lebens. Zum anderen verwandelt sie die Kultur in eine Angelegenheit der Einschmeichelung und Verführung. Die Ankündigung nimmt der Kultur also, soweit das in einem Wort geht, die begriffliche und sachliche Härte und nähert sich dem Hörer oder besser: der Hörerin, auf eine ähnliche Weise an, wie der Autor der Vorrede in Jean Pauls »Siebenkäs« mit der Kaufmannstochter Johanne Pauline umgehen möchte: mit dem zutiefst zweideutigen Wunsch, die Leserin »über ihre Wünsche zu heben und das weiche, von einem langen Sehnen gepresste und in harte Ketten gelegte Herz auf einmal losgebunden im Frühlingswehen der Dichtkunst auf und ab zu wiegen und in ihm sanft durch einen feucht-warmen Lenz einen besseren Blumensamen aufzuschwellen, als in dem nächsten Boden aufgeht.« Aber was heißt da Zweideutigkeit? Diese Schlüpfrigkeit ist Resultat eben jener Trennung von Wirklichkeit und Kultur. Es gäbe sie nicht als Absolutes, als ausschließliche Lebensform, hätte man nicht zuvor die prosaischen von den poetischen Verhältnissen geschieden.

NIEMAND IST, SOWEIT die Überlieferung reicht, bislang auf den Gedanken gekommen, den Namen »Brigitte Kronauer« auf dieselbe Weise zu intonieren, wie der Moderator des Bayerischen Rundfunks das Wort »Kultur« ausspricht, mit einem aufgeweichten »K« und mit drei dunklen Vokalen, die langsam dahinrollen wie der Mond, mit dem Albano, der Held in Jean Pauls Kapitalroman »Titan«, sein eigenes Dasein vergleicht: »Kronauer«. Das liegt

daran, dass sich Brigitte Kronauer, wie jeder weiß, der auch nur eines ihrer Bücher gelesen hat, zwar sehr wohl auf das Beschreiben von langem Sehnen und, ja, auch von langem Sehnen in harten Ketten versteht, vielleicht auch erhebliche Empathie für solche Wallungen des Gefühls aufbringt, aber nie auf den Gedanken käme, mit diesem Sehnen prinzipiell gemeinsame Sache zu machen und also Leserinnen zu verführen. »In nicht überbrückbarer Entfernung voneinander befinden sich Kruste und Kern«, heißt es in ihrem Roman »Die Frau in den Kissen« aus dem Jahr 1990, und wenn diesen Satz auch eine Romanfigur denkt, so ist doch allen das Vorhandensein dieses Gedankens in einer Romanfigur ein Beleg dafür, dass es mit der Absolutheit des Gefühls nicht sehr weit her sein kann.

IN EINEM KURZEN Essay, den Brigitte Kronauer an das Ende ihres im vergangenen Jahr erschienenen Buches »Favoriten« stellte – einem Werk, in dem sie eigene, über dreißig Jahre hinweg entstandene Aufsätze versammelt, in denen sie sich mit ihren literarischen Leit- und Vorbildern auseinandersetzt – in diesem Buch ist auch von Jean Paul die Rede. »Eine hüpfende, fragmentarische Totalität« sei ihm zu eigen, heißt es darin, »eine Welt, die jeden Augenblick aufblühen oder erstarren, in steiler Himmelfahrt abheben oder in ernüchternde Alltäglichkeit stürzen kann, tiefer noch, in ein »starres, stummes Nichts.« Diese Darstellungstechnik, so schreibt Brigitte Kronauer, sei »nicht in der Auseinandersetzung mit der Literaturgeschichte ausgebrütet, sondern in der heftigen, schmerzhaften Konfrontation mit der Wirklichkeit«. Sie sei »in der verrufenen Intimität von Kunst und Leben gezeugt«. Das Wort »Kultur«, weich und lang ausgesprochen, hat in solcher Intimität keinen Platz. Schlimmer noch, es wirkt bigott, heuchlerisch, weil es eine Welt des angenehmen Gefühls für sich beansprucht, während doch von vornherein offenbar ist, dass schon die Vorstellung einer Welt des angenehmen Gefühls eine bloße Umkehrung dessen ist, was man ansonsten aushalten soll, muss und will.

Und noch eine Konsequenz hat die Propaganda für das vermeintlich so freundliche Kulturgefühl. Sie verhindert nicht nur, was Brigitte Kronauer eine »schmerzhaft Konfrontation« nennt. Es schließt vielmehr auch das meiste dessen, was in unserer Gesellschaft tatsächlich Kultur ist, von eben dieser Kultur aus. Denn es ist falsch, grundfalsch, unsere Gesellschaft für radikal effizient und rationalisiert zu halten. Tatsächlich verglüht ein großer und womöglich der größte Teil der gesellschaftlichen Produktivität in chimärischen, ja streng genommen illusionären Anstrengungen, und zwar angefangen von Gebrauchsgegenständen, großen und kleinen, die, lange bevor sie technisch oder materiell untauglich werden, einem moralischen Verschleiß zum Opfer fallen, über ganze Geschäftsfelder wie Werbung und Mode, Marketing und Design, deren wesentlicher Zweck darin besteht, den persönlichen, immer über alles Erreichbare hinauschießenden Idealismus der Menschen zu bedienen, bis hin zum Sport und zur populären Kultur.

Solche Chimären nur Chimären zu nennen, solche Illusionen nur Illusionen, ist zwar gute kulturkritische Tradition, geht aber am Charakter dieser Gegenstände – und am Charakter der in ihnen niedergelegten Hoffnungen und Wünsche – völlig vorbei. Denn in ihnen wohnt, buchstäblich, der Ernst des Lebens, das Glück der Menschen, ihre Eigenart, ihre Mühe, und ja, auch, das Vergebliche, das all diesen Anstrengungen zumindest einen Anflug von Größe verleiht. Und die literarische Form, die diesem ebenso individuellen wie gesellschaftlichen Zustand am ehesten gerecht wird, ist die Aus- oder Abschweifung, also das Verfahren, das Brigitte Kronauer bei Jean Paul die »Fächer, Fontänen, Regenbögen« seiner »Bild- und Gefühlsexplorations« nennt und, am Beispiel eines frisch gekauften Sommerrocks, selbst so praktiziert: »Aber er ist neu, neu!«, jubelt die Erzählerin in ihrem Buch »Die Kleider der Frauen«, einem Erzählreigen aus dem Jahr 2008, »Jungfräulich schläft und äugt er in der Umhüllung. Macht sich wichtig und schwer. Zu Hause folgt die Bewährungsprobe, wenn er ans Licht kommt, sich aufplustert und seine Stoffseele, egal in welcher Farbe, bläht. Er muss den April in seinen Falten verborgen haben, März, April und Mai, die sollen, dem Rock entschlüpft, ihre Gefieder spreizen und schütteln, dass die Tautropfen glitzernd nach allen Seiten stäuben wie die Vogelrufe, die in die vielsagende Tiefe angedeuteter Wäldchen locken und die Blicke diese eine Sekunde, alles in Wirklichkeit ohne irgendeinen Sinn, der Männer, direkt in die Augen.« Gewiss, zweideutig, ja sogar schlüpfrig ist auch diese Passage. Aber einer Verführung nachzuspüren – das ist nicht dasselbe, überhaupt nicht dasselbe, wie der Versuch, sie sich zu eigen machen.

ZITIERT WURDE DIESE Passage aber noch einem zweiten Grund: Der letzte Satz, mit seinen Nebensätzen und seinen Einschüben, ist ein wunderbares Beispiel für das handwerkliche Vermögen Brigitte Kronauers. Es wendet sich in besonderem Maße dem Periodenbau zu, also der aus dem Lateinischen übernommenen und nunmehr selten gewordenen Kunst, lange, aber lesbare – und hörbare – Satzbögen zu spannen. Wenn der ab- und ausschweifende Stil, den Brigitte Kronauer an Jean Paul bewundert und selbst so außerordentlich beherrscht, den Versuch darstellt, möglichst viele Elemente einer sich vielgestaltig und diskontinuierlich darstellenden Welt einzufangen, so ist die Periode der Versuch, diese Mannigfaltigkeit in eine überzeugende Form zu bringen. Die Periode ist eine rhetorische Kategorie. Könnte man sie ins Ethische übertragen, müsste man sie Stil nennen, wobei die Kategorie »Stil« zu verstehen ist als die sichtbare Oberfläche eines Bemühens, immer das Angemessene zu tun – den Anderen also nicht zu kränken, weder durch Grobheit noch durch Einfühlung, die Schwäche nicht zu nutzen und das Absonderliche nicht zu entblößen, und sei es dadurch, dass man am Starken, oder besser: am Gewöhnlichen, auch das Skurrile entdeckt, am Gutgemeinten das Böse, am Triumphierenden das Gemeine.

Mit diesem Stil – oder man kann auch sagen: mit diesem Periodenbau – trat Brigitte Kronauer mit »Frau Mühlenbeck im Gehäus«, ihren ersten, im Jahr 1980 erschienenen



links Professor Dr. Thomas Steinfeld während der Laudatio auf Brigitte Kronauer.

© Wolfgang Maria Weber



links Brigitte Kronauer bei ihrer Dankesrede.
 von oben nach unten Die Preisverleihung im
 Gartensaal des Prinzregententheaters in München.
 Cornelia Zetzsche und Dr. Maria Gazzetti,
 Mitglieder der Jury. Der Jury gehören außerdem an:
 Dr. Sven Hanuschek, Dr. Burkhard Müller,
 Professor Dr. Reinhard Wittmann (nicht im Bild).
 Brigitte Kronauer beim Signieren.

Roman, in die literarische Öffentlichkeit. Neun Romane sind seitdem entstanden sowie zehn oder elf Bände mit Erzählungen (wobei man hinzufügen muss, dass die »Kleider der Frauen« ein Zwitter ist, weil die Erzählungen aneinandergebunden sind und zusammen ein Leben ergeben). Brigitte Kronauer ist während dieser Zeit in den Augen des Publikums langsam gewachsen, so dass sie jetzt, da die Älteren allmählich gehen und falls man die Maßstäbe der Literaturbürokratie gelten lässt, zu den großen Schriftstellerinnen deutscher Sprache gezählt werden muss. Tatsächlich aber ist sie sich, literarisch, wenn nicht gleich, so doch ähnlich geblieben. Das liegt am Stil, das liegt an der Periode. Es liegt aber auch daran, dass Brigitte Kronauer ausschließlich Schriftstellerin ist und sich ihr Werk auf Romane, Erzählungen, Essays beschränkt – auch wenn sie sich mit den Nachbarkünsten auseinandersetzt, wie etwa in ihrem Roman »Verlangen nach Musik und Gebirge« aus

dem Jahr 2004, in dem der Maler James Ensor eine große Rolle spielt. Und liegt schließlich daran, dass ihre literarischen Arbeiten im Wesentlichen auf Erfindungen beruhen: Die eigene Biographie, aus der gegenwärtig so viele deutsche Schriftsteller schöpfen, ist eine endliche Ressource. Eine durchtrainierte und gut gefütterte Vorstellungskraft ist das nicht.

WOBEI, UND DAS muss hinzugefügt werden, weil sich jetzt, gleichsam von hinten, schon wieder der sentimentale Kulturbegriff mit seinem weichen »K« und seinen langen »Us« einschleicht, das Erzählen hier keineswegs die naive Veranstaltung sein kann, die sie im Verlangen nach »Geschichten« meistens ist. In der Vorbemerkung zu ihrem schon erwähnten Buch »Favoriten« schreibt Brigitte Kronauer daher von ihrer Skepsis gegenüber der »primitiven Epik« – das Wort stammt von Robert Musil –, der sie ihr eigenes »mühevolleres oder spielerisches Streben nach Rundung, Ziel und Sinn« gegenüberstellt, offenbar in der Gewissheit, dass »Rundung, Ziel und Sinn« eben alles andere als gewiss sind. Auch in dieser Skepsis, einem Zweifel, der an die Grundlagen nicht nur von Literatur, sondern von Leben überhaupt rührt, lebt ein Gedanke Jean Pauls fort – der experimentelle Nihilismus nämlich, den Jean Paul in der »Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sey« formulierte, einem der sogenannten »Blumenstücke« im »Siebenkäs«. Am Ende der Zeiten, so denkt es sich Jean Paul, tun sich die Gräber auf, und Christus will die Auferstehung verkünden. Aber es ist kein Gott da, nur das »starre, stumme Nichts«. Christus – das ist in dieser Phantasie auch der Schriftsteller, der Mensch, der eine Welt erfindet, der sie schafft, zur Belehrung und Unterhaltung des Lesers, und der doch weiß, dass das »stumme, starre Nichts« nicht nur dem Ausgedachten gegenübersteht, sondern auch dem Ausdenken selber.

© Wolfgang Maria Weber

Es ist das Wissen um das Unmögliche des Möglichen, dieser qualifizierte, manchmal sarkastische, aber im Grunde immer liebevolle Zweifel an allem, was Menschen hervorbringen, einschließlich sich selbst, also in Gestalt von Persönlichkeit und Individualität, was man am Ende Bildung nennen muss – denn tatsächlich ist Bildung ja etwas ganz anderes als das mehr oder minder willkürliche Ensemble von mehr oder minder nützlichen Fertigkeiten und Wissensfragmenten, das Kulturpolitiker und akademische Funktionäre für Bildung halten. Bildung ist vielmehr das Bewusstsein, zu wenig zu wissen, nicht genug kennengelernt zu haben, sich von zu wenigen Dingen eine Anschauung, geschweige denn einen Begriff machen zu können – und sie ist die Anstrengung, das zu ändern. Aber es ist auch die Freude an dem vielen, das man eben doch weiß. Die Literatur spielt darin eine tragende Rolle, als ebenso liberaler wie symbolischer Ort, an dem Menschen sich selbst und andere darstellen, über sich selber nachdenken oder von anderen träumen, über sich selber zu Gericht sitzen. Eine solche Bildung erst verleiht dem Menschen Wert und Dauer, sie ist das »Flüchtige« als »Kleinod«, wie Brigitte Kronauer in einem ihrer Essays über Herman Melville schreibt, der »gestanzte Goldgrund« für die »leidvollen, schicksalhaften, glücklichen Momente in den Biographien der Erdbewohner«.

EINE DICHTUNG, IN der ein solcher Bildungsbegriff aufgeht, eine solche, im guten Sinne universale Literatur kann nicht nur angenehm sein, und tatsächlich haben nicht nur das Melodram, sondern auch der körperliche Verfall und die verfehlte Liebe, der Ehebruch und die Todesdrohung (und der Tod), die rasende Einsamkeit, die Eifersucht und die niederschmetternde Monotonie ihren Platz im Werk Brigitte Kronauers. »Und wenn ihn in dieser unmenschlichen Einsamkeit der Tod anfele?«, heißt es in »Berittener Bogenschütze«, ihrem Roman aus dem Jahr 1986, über einen ängstlichen Wanderer in einem ligurischen Tal, der über ein einzeln stehendes Haus nachdenkt. »Es war schon der Tod, nichts beengte, nichts begrenzte hier. Umso schlimmer aber auch: es kam darauf an, diese Anwesenheit ohne Grauen zu bestehen. Musste man nicht, wie bei der Vergegenwärtigung des Weltalls, ein ungeheuerliches Gefühl dagegen stemmen, wie die Entdecker der Meere und Urwälder die Raserei ihres Wissensdurstes und ihrer Raublust?«

Es ist wieder Jean Pauls »starres, stummes Nichts«, das hier durchklingt, das Wissen um die Vergeblichkeit allen Mühens und die Anstrengung, eben dieses Vergebliche nicht zuzulassen. Dieses Wissen aber ist ein Grundstoff von Literatur. Und das dabei empfundene »Grauen«, ist, wie Carl Friedrich Zelter an den alten Goethe schrieb, eine »Empfindung, die in der neuen Kultur viel zu selten« bedacht und beschrieben werde. Brigitte Kronauer aber nimmt sich dieses Grauens an – und paart es, oft, mit der Komik, mit dem »Absonderlichen«, das, wie sie schreibt, »hoffentlich in allen menschlichen Wesen steckt und unter dem Klischee des Gewöhnlichen freigelegt werden muss«. Und so soll es sein: Es muss in der Literatur eine fundamentale Unruhe, ein Bewusstsein von der radikalen Unbeständigkeit der Verhältnisse rumoren. Sie ist die Voraussetzung dafür, fremdes Leben überhaupt als eigenes vorstellbar werden zu lassen.

VON »KULTUR« MIT weichem »K« und langen »Us« ist im Übrigen nicht nur die Rede, wenn sie als das ganz andere der prosaischen Wirklichkeit gelten soll. In einem seltsamen Widerspruch dazu gilt sie auch oft als das wirkliche, wirkliche Leben, auf einem Bauernhof in der Toskana, als Fluchtphantasie des leitenden Angestellten, als Utopie der Zukurzgekommenen, Abgehetzten und Gedeimigten. Auch diese Kultur ist natürlich eine Chimäre, eine Illusion. Das wirkliche Leben hat ja die Eigenheit, nie da zu sein, wo man es vermutet. Deswegen auch spielt das unwirkliche, das erfundene, das herbeigeschweift kommende und im Flüchtigen erhaschte Leben für Brigitte Kronauers Bücher eine viel größere Rolle als das Wirkliche. Denn sie ist ja Schriftstellerin. In diesem Sinne beglückwünsche ich Brigitte Kronauer zum Literaturpreis des Freistaates Bayern: Eine bessere Trägerin der in Jean Pauls Namen vergebenen Auszeichnung hätte man nicht finden können.

Professor Dr. Thomas Steinfeld ist Feuilletonchef der Süddeutschen Zeitung. Die Schriftstellerin Brigitte Kronauer wurde am 17. Oktober 2011 mit dem Jean-Paul-Preis des Freistaates Bayern ausgezeichnet.

DEBÜTANTEN IM PORTRÄT

BAYERISCHE KUNSTFÖRDERPREISE 2011

17 junge Künstlerinnen und Künstler wurden in diesem Jahr mit den Bayerischen Kunstförderpreisen ausgezeichnet. Mit den Preisen, derzeit mit je 5.000 Euro dotiert, werden Künstlerinnen und Künstler bis zum Alter von 40 Jahren ausgezeichnet, die durch herausragende künstlerische Leistungen hervorgetreten sind und ihren Wohnsitz und Schaffensmittelpunkt in Bayern haben. Verliehen werden die Preise in den Bereichen Darstellende Kunst, Bildende Kunst, Musik und Tanz sowie Literatur. Der Spezialpreis für eine besondere Sparte ging

2011 an den Kommunikations-Designer Christoph Kienzle - der vor einigen Jahren als Studierender an der Kunstakademie Nürnberg das neue Erscheinungsbild von aviso mitentwickelt hat. Ein herzlicher Glückwunsch der aviso-Redaktion an Christoph Kienzle! Filmporträts der Ausgezeichneten unter <http://www.stmwfk.bayern.de/Mediathek/Videos.aspx>. Die Ausstellung der Bildenden Künstlerinnen und Künstler in der Galerie der Künstler wird am 31. Januar 2012 mit Unterstützung des BBK eröffnet. Hier die Sicht der Jurys:



Die aus Mistelbach und Nürnberg stammenden bildenden Künstler **MATTHIAS BÖHLER** und **CHRISTIAN ORENDT** arbeiten seit 2007 zusammen. Am auffälligsten in ihren Arbeiten ist ein starker Zug zum Narrativen. Sie erzählen von der Widerständigkeit der Welt, von der Zähigkeit des Realen. So geraten die Dinge gerne einmal außer Kontrolle oder übernehmen die Kontrolle auf subtile Weise gleich selbst.



In den Skulpturen des Künstlers **ALEXANDER LANER** aus München wird die Aktion zum plastischen Kunstwerk. So entlockt in einem Kunstwerk ein gewaltiger Motor einem Plattenspieler Musik von Chopin: Aufwand und Ergebnis stehen im Widerspruch, Ironie und Verstörung in Balance. Wesentlich für Laners Arbeiten ist ihre Vergänglichkeit, aber auch die Gleichwertigkeit von technischer und künstlerischer Arbeit.



EMANUEL SEITZ aus München verbindet in seiner meist kleinformatigen Malerei auf außergewöhnlichem Niveau Tradition und Gegenwart zu zeitlosen Farbräumen. Subtile Traumlandschaften oder ungegenständliche Farbfelder lassen die Stimmungen von Landschaften assoziativ nachempfinden. Seitz gelingt eine eigenständige Bildsprache, die aus höchster Konzentration entsteht.



SUSANNE WAGNER aus München arbeitet mit dem Medium Video. Akteure werden in ihrer Profession mit Gegenmodellen und Gegensätzen konfrontiert - Personen, Situationen, Orten. So dekonstruiert im Video »Hakan« ein Bodybuilder die Möbelgruppe eines bekannten Architekten, um mit den Möbelteilen sein Krafttraining durchzuführen. Bilder, die bewusst das Absurde suchen.



CHRISTOPH KIENZLE aus München, Absolvent der Akademie der Bildenden Künste Nürnberg, erhält den Spezialpreis 2011 als Kommunikations-Designer. Seine typografische Arbeit zeichnet sich durch Klarheit und Kontrast, Präzision und Finesse aus. Kienzles feinsinnig reduzierte Illustrationen, seine lapidar-intellektuellen Zeichnungen inspirieren und begeistern. Seine Arbeiten haben Persönlichkeit.



Die Sopranistin **HRACHUHÍ BASSENZ** studierte in ihrer armenischen Heimatstadt Eriwan Violine und Gesang. Sie trat u. a. in Nordkorea, Russland, im Libanon, in Österreich, der Türkei und den USA auf. Seit 2008 ist sie am Staatstheater Nürnberg engagiert, wo sie mit ihrer Bühnenpräsenz und ihrem breiten stimmlichen und darstellerischen Repertoire schnell zum Publikumsliebbling avancierte.



MONIKA LICHTENEGGER aus Regensburg ist freischaffende Sopranistin mit herausragender Technik, Ausdrucksstärke und Stimmglanz. Sie studierte Opern- und Konzertgesang in München. Seit 2001 sang sie, u. a. im Prinzregententheater, diverse Opernpartien und nahm an Festivals teil (München, Wien, Berlin, Vietnam). Ihr Interesse gilt dem zeitgenössischen Musiktheater und experimentellen Formen. Ihre Ensembles »Ars Amandis« und »Trio d'amore« widmen sich innovativer Kammermusik.

Nach ihrer Ausbildung in Köln spielte **MARIA VOGT** u. a. an den Schauspielhäusern Bonn und Hamburg. Nach fünf Jahren im Ensemble des Mainfranken Theaters Würzburg ist sie heute als freie Schauspielerin, u. a. am Staatstheater Nürnberg und in Fernseh- und Kinofilmen, zu sehen. Maria Vogt überzeugt durch Stilvielfalt, Bühnenpräsenz und ihren präzisen, individuellen Umgang mit dramatischer Diktion.

LUCY WIRTH aus Zürich spielte bereits während ihres Studiums an der Münchner Otto-Falckenberg-Schule am Bayerischen Staatsschauspiel, wo sie 2009 bis 2011 Ensemblemitglied war, zuletzt als »Käthchen von Heilbronn«. 2011 wechselte sie an das Theater Augsburg. Die hochbegabte Schauspielerin mit außergewöhnlichem Potenzial ist eines der erstaunlichsten Talente, das die Münchner Bühnen seit vielen Jahren erlebt haben.

KATHARINA EYSSEN studierte an der HFF in München Dramaturgie und Spielfilmregie. 2006/07 nahm sie am Manuskriptum-Kurs der LMU teil, 2008/09 am textwerk-Seminar des Literaturhauses München. Ihr Roman »Alles Verbrecher« (btb) schildert die Suche einer jungen Frau nach der Vergangenheit und sich selbst. Schon die ersten Zeilen entwickeln einen Sog, der durch geschickte Dramaturgie, anschauliche Details und leichtfüßige Gedankenspiele aufrechterhalten wird.

Protagonisten wie eine verliebte Teenagerin, eine demenzkranke Mutter, ein vielbeschäftigter Vater lassen im Jugendbuch eine laute Geschichte erwarten. Nicht so in **VERONIKA ROTFUSS'** Erstlingsroman »Mücke im März« (Carlsen Verlag): Authentisch, einfühlsam und unaufgeregt schildert die talentierte Erzählerin das Wechselbad der Gefühle in der ersten Liebe vor dem Hintergrund einer sich auflösenden Familie.

MAX SCHARNIGG, Journalist und Autor, erhielt für sein Romandebüt »Die Besteigung der Eiger-Nordwand unter einer Treppe« (Hoffmann und Campe) bereits das Münchner Literaturstipendium. Die Erzählung, die fast ohne Handlung auskommt, ist von rätselhafter Poesie, zauberhaften Einfällen und kafkaesken Episoden und voller Situationskomik.

GÖZDE ÖZGÜR, geboren in Ankara, begann 2008/2009 als Gruppentänzerin beim Bayerischen Staatsballett. Mit ihrer Interpretation der »Giselle« in der Choreographie von Mats Ek begeisterte sie nicht nur die Fachpresse. Ihre vielschichtige, ausdrucksvolle und einfühlsame Darstellung ist beeindruckend und gerade für eine so junge Künstlerin außergewöhnlich.

ALEXANDER VON HAGKE, Mitglied im Landesjugendjazzorchester Bayern und im Bundesjazzorchester, studierte Saxophon und Klarinette in München und New York bei Rich Perry, John Ruocco und Leszek Zadlo. Seither spielte er in stilistisch höchst unterschiedlichen Ensembles wie der Heavy-Metal-Jazzband »Panzerballett« oder dem Crossover-Quartett »Passo Avanti«. Außergewöhnlich auch die Kompositionen des vielfältigen Talents.

Der Pianist **WILLIAM YOUN** aus Seoul lebt heute in München. Mit elf Jahren gab er in seiner Heimat Südkorea das erste öffentliche Konzert. Er studierte in Boston und bei Karl-Heinz Kämmerling an der Musikhochschule Hannover. Als Chopin-Interpret überrascht Youn mit Klarheit, unaufgeregter Natürlichkeit und höchst differenzierten Schattierungen der Klangfarbe und des Ausdrucks.

JAIONE ZABALA ist seit der Spielzeit 2008/2009 Compagniemitglied des Balletts des Staatstheaters Nürnberg. Die außerordentlich ausdrucksstarke, facettenreiche und vielseitig talentierte Bühnenkünstlerin. Neben ihrer technischen Perfektion hat sie in zahlreichen Handlungsballetten wie »Romeo und Julia«, »Dornröschen« und zuletzt »Carmen« ihr Talent als Charakterdarstellerin unter Beweis gestellt.



© Bayerische Staatsministerien für Wissenschaft, Forschung und Kunst | Hochschule Anebach, Fotos: Monika Roth und Sebastian Großmann

WANN TREFFEN WIR SIEBEN WIEDER ZUSAMM...?

10 JAHRE BAYERISCHER MUSEUMSWEIN

Text: Stefan Krimm



oben von links nach rechts Manolis Manussakis, Dieter Hanitzsch, Dr. Stefan Krimm, Ministerialdirigent Toni Schmid, Staatsminister Dr. Wolfgang Heubisch, Professor Dr. Raimund Wünsche, Prof. Dr. Thomas Gruber, Professor Dr. Klaus Schrenk.

ALLJÄHRLICH AN EINEM Montag im Mai nähern sich der Münchner Glyptothek am Königsplatz gegen Abend aus verschiedenen Richtungen wortkarge Gestalten. Keine von ihnen nimmt von den bei schönem Wetter malerisch auf den Stufen verteilten Studentinnen groß Notiz, die dort mit oder ohne Begleitung – die Sonnenstrahlen zum Erwerb der ersten Frühsommer-Bräune nutzen. Ziel scheint beim Streben nach oben, zur Pforte, also mal nicht »das ewig Weibliche« zu sein, sondern eine montags eigentlich geschlossene schwere Bronzetür, die sich wie von Geisterhand öffnet, um die Besucher lautlos und diskret aufzunehmen.

Im weihvoll-stillen Innern der Anlage stellt sich dann heraus, dass es auch nicht die in Marmor gefassten, aus großen Glasfenstern herausblickenden antiken Schönheiten sind, welche die Verschwörer angelockt haben. Blick und Schritt der Gäste gehen ohne Zögern in die Richtung eines unter alten Akazien platzierten langen, weißgedeckten Tisches, nicht unähnlich einem Opferaltar. Er ist geziert mit einer Unzahl von Gläsern und flankiert von unförmigen, selbst in ihrer vollständigen Verhüllung fast ein wenig obszön wirkenden dunkelgrünen Glasbehältern. Es sind caprorum sacculi, vulgo Bocksbeutel, – und zwar noch gefüllte. An diesen bedeutsamen Maiabenden geht es nämlich um den Gott Dionysos und den mit seinem Kult von jeher eng verbundenen Wein. Genauer: Das alljährlich mit Genauigkeit und Sorgfalt durchzuführende Ritual der Auswahl des Bayerischen Museumsweins ist zu zelebrieren, des Weins also, der in den Bayerischen Museen bei besonderen Anlässen ausgeschenkt werden oder, in seiner repräsentativen Variante, im jeweiligen »Museums-Shop« gegen einen maßvollen Obulus an kulturbegeisterte und opferwillige Kunstfreunde abgegeben werden soll.

Bei den schweigsamen Besuchern handelt es sich um so unterschiedliche Gestalten wie einen löwenmähnigen Regisseur, mächtige Direktoren von Museen und Kunstsammlungen, einen Intendanten des Bayerischen Rundfunks, einen der kreatischen Wurzel europäischer Kultur durch Herkunft verpflichteten Münchner Gastronomen, einen von Bayreuth bis München achtungsvoll respektierten Impresario höherer Ordnung, der die Rangabzeichen eines Ministerialdirigenten trägt und mit leichter Hand Entscheidungen vorbereitet, die über Wohl und Wehe des Kulturstaats Bayern mitentscheiden – und um den Chronisten.

WAS ABER TREIBT die Herren an? Im Weinland Bayern gibt es mehr als 5000 Winzer, die so gut wie vollständig in Franken beheimatet sind. Und in Franken gedeiht eine Rebsorte, die der ganzen bunten Region zwischen den Urgesteinsböden des Vorspessarts, über den Sandstein und den Muschelkalk des Mainvier- und des Maindreiecks, bis hin zu den Keuperhängen des westlichen Steigerwalds ihr unverwechselbares önologisches Profil gibt: das ist der bereits im 17. Jahrhundert aus dem Donaauraum zugewanderte Silvaner. Lange geliebt, dann längere Zeit missachtet und wegen seiner geringeren Erträge fast von einer minder qualitätvollen erst im 20. Jahrhundert erfolgten

STIMMEN ERFOLGREICHER WINZER

Rainer Sauer, Escherndorf:

Weinanbau und Weinausbau ist handwerkliches Arbeiten. Handelt es sich aber um den Ausbau eines großen Weines, wird daraus Kunsthandwerk. Der Winzer verinnerlicht und formt den Wein so weit wie möglich nach seinen Vorstellungen und seiner ihm eigenen Stilistik, ähnlich wie es der Künstler macht beim Entstehen seines Kunstwerkes. Der Museumswein hat für uns Winzer einen sehr großen Stellenwert, weil durch gute Pressearbeit viel für den Bekanntheitsgrad des Weingutes erreicht wird. Die enge Verbindung von Kunst und Wein ist in dieser Form in Deutschland einmalig.



oben von links nach rechts Professor Dr. Raimund Wünsche, Dieter Hanitzsch und Ministerialdirigent Toni Schmid.
links Professor Dr. Raimund Wünsche.

Züchtung verdrängt, die an Ort und Stelle respektlos, ja plebejisch, als »Müller« bezeichnet wird. Doch der Silvaner ist wieder da – nicht wie King Lear, sondern wie der heimgekehrte Odysseus. Qualität setzt sich am Ende durch, wenn man sich einen Sinn für sie bewahrt hat und einen langen Atem.

Aber in fränkischen Weinbergen arbeiten sehr viele Winzer am Bild der wieder zu Ehren gekommenen alten Rebsorte. Es ist somit keine kleine Aufgabe, der man sich stellt, wenn es darum geht, die Silvaner auszuwählen, denen das Privileg einer besonderen Verbindung zu den erlesenen Kunstschätzen bayerischer Museen zukommen soll – eine Verbindung, die durch eigens für diesen Anlass entworfene Etiketten mit Motiven aus deren Sammlungen dokumentiert wird. Und nicht nur der Bereich der Hochkultur nimmt mittlerweile von der Präsentation des »Bayerischen Museumsweins« Notiz: Auch der Bildzeitung war dieser Anlass im Jahr 2011 eine Meldung wert. Zum zehnten Mal wurden heuer nämlich die Museumsweine gekürt und bisher hat noch kein Wissenschaftsminister es sich nehmen lassen, die damit verbundene Ehrung selbst vorzunehmen. Am gleichen Ort übrigens, an dem die Auswahl stattfindet.

ES SIND DIE Vertreter bekannter Weingüter, die sich in den letzten Jahren auf den Weg in die Landeshauptstadt machten, um die Ehrung des Ministers entgegenzunehmen. Ihre Liste liest sich fast wie ein »Who is who« der ganzen Region: Ludwig Knoll vom Weingut am Stein in Würzburg, das ebenfalls dort ansässige Bürgerspital und das Juliusspital; Schmitt's Kinder aus Randersacker, Max Müller I aus Volkach, Brennfleck aus Sulzfeld, Bickel-Stumpf aus Frickenhausen, Glaser-Himmelstoß aus Nordheim, Wolfgang Weltner aus Rödelsee, der neuerdings auch zu internationalen Ehren gekommene Rudolf May aus Retzstadt, Waldemar Braun aus Nordheim gleich drei Mal und Rainer Sauer aus Escherndorf, der seit 2002 sogar vier Mal erfolgreich war.

Da die Jury in ihr Bewertungssystem – wie jeder gute Hausvater und Gastwirt – neben der schieren, in einem Punktwert zusammengefassten qualitativen Wertschätzung auch das so genannte »Preis-Genuss-Verhältnis« einbezieht, ist es gar nicht so einfach, ganz nach vorne zu kommen bei dieser Auswahl. Zur hervorragenden Arbeit in Weinberg und Keller muss eine sorgfältige betriebswirtschaftliche Kalkulation treten. Im Hinblick auf hohe Verkostungsnoten in nur geringer Stückzahl abgefüllte Sondercuvées, die es im Zeitalter fast übermächtig erscheinender Großkritiker und Wein-Guides leider auch gibt, sind hier nicht gefragt. Denn es geht nicht um Spätlesen, Auslesen, Beerenauslesen etc., sondern Flaschen, die den Alltag der Winzer wie der Weintrinker bestimmen: QbA- und Kabinett-Weine. Der beste Prüfstein für die Qualität ist die Normalität!

KAUM HABEN DIE Juroren Platz genommen, ihre Wassergläser gefüllt und ihren Gaumen mit einem Stück Weißbrot neutralisiert, beginnt ein Verkostungs-marathon mit 40 bis 45 Proben. Als Kriterien gelten von alters her Reintönigkeit, Duft, Geschmack und natürlich auch Sortentypizität. Ein Silvaner soll fruchtig sein, aber nicht vorlaut. Birne und Apfel finden sich häufig im Aromenspektrum, Stachelbeere, Quitte, Akazienblüten, auch ein Hauch von Zitrone oder Grapefruit. In besonders sonnigen Jahren gesellen sich auch bei den trocken ausgebauten Weinen, um die es hier geht, Anklänge an Honig, Aprikosen und sogar tropische Früchte hinzu, wie z. B. Ananas, Mango oder Banane. Allzu balsamische oder gewürzige Noten, wie man sie vom Traminer, vom Müller-Thurgau, vom Sauvignon Blanc oder von der Scheurebe her kennt, werden von Silvaner-Trinkern dagegen entschieden abgelehnt. Es ist eine gewisse altfränkische Ernsthaftigkeit und aromatische wie geschmackliche Unaufdringlichkeit, die den Silvaner bei so vielen Anlässen einsetzbar und zu so vielen Speisen passend macht. Er soll und will nicht dominieren, sondern begleiten und unterstreichen. Oft wird er als das ebenso zurückhaltende wie letztlich doch entschiedene Tüpfelchen auf dem »i« empfunden, das ein Essen erst zu einem abgerundeten Erlebnis macht und mit einer ganz feinen Bitternote im Nachhall auch Bekömmlichkeit signalisiert.



STIMMEN ERFOLGREICHER WINZER

Rudolf May, Retzstadt:

Kunst ist wie Wein nicht immer ganz so einfach zu verstehen. Aber beide erschließen sich denjenigen, die sich intensiv mit ihnen beschäftigen. Einen tollen Wein zu entwickeln – vom Weinberg bis zur Abfüllung – ist nochmals intensiver als »nur« den Wein zu verstehen – ähnlich wie bei der Schaffung einer Skulptur. So hat ein großer Wein immer auch etwas Künstlerisches und deswegen ist die Verbindung Wein und Kunst beim Bayerischen Museumswein natürlich optimal. Und wenn ein eigener Wein ausgewählt wird, ist das für den Winzer, der sich gegen die fränkischen Kollegen mit dem Paradeperfer Silvaner durchgesetzt hat, immer eine große Ehre!

Waldemar Braun, Nordheim:

Dass Wein und Kunst miteinander gut können, ist keine neue Weisheit. Wie schon Shakespeare bemerkt hat, beflügelt Wein die Kreativität des Künstlers und macht den Betrachter dafür offen. Für mich als Winzer hat der Wettbewerb um den Museumswein eine besondere Stellung. Er ist nicht vergleichbar mit den vielen, schon beinahe inflationären Weinwettbewerben, die kaum noch Beachtung finden. Planung und Durchführung sind professionell, mit einer erstaunlichen Medienpräsenz, und hinterlassen in der Öffentlichkeit nicht den Eindruck einer mehr oder weniger verdeckten Absatzförderung.

Den Juroren, unter denen sich sogar ein gelernter, seinem Metier untreu gewordener Bierbrauer findet, müssen solche »Basics« natürlich nicht erläutert werden, deshalb gehen sie nach dem Zurechtrücken der Crachoirs, ohne die es bei keiner ernsthaften Probe abgeht, aufmerksam und entschieden zu Werk. Außer der Aufeinanderfolge der beiden Qualitätsklassen ist ihnen nichts bekannt, alle Flaschen sind sorgfältig verhüllt. Anonymität ist hier, wie so oft bei Bewertungsvorgängen, die Mutter der Wahrheit.

DAS HINDERT DEN einen oder anderen natürlich nicht, auch einmal eine Vermutung hinsichtlich der fränkischen Geologie zu äußern: Mainviereck oder Maindreieck, Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper oder gar Urgestein? Könnte das, was hier weißgoldene im Glas schimmert, ein Wein vom »Lump«, vom »Schwanberg« mit seinen gesegneten Abhängen oder vom »Pfüllben« sein? Schmeckt man den »Stein« oder den »Kallmuth« heraus – gar ein einzelnes Weingut?

Nun, die Eindrücke werden notiert, diskutiert und noch einmal überprüft, die Punkte vergeben, addiert und durch die Zahl der Teilnehmer dividiert. Und dann wird es spannend: Der jeweilige Flaschenpreis wird genannt, ein Rechenprogramm, das Qualität und Preis – mit deutlichem Vorrang für die Qualität – in ein angemessenes Verhältnis bringt, markiert die Sieger. Und wieder einmal kann man feststellen, dass die Vielfalt der Silvaner-Realität die Phantasie der ratenden Juroren bei Weitem übertroffen hat. Bei verdeckten Verkostungen kann man Demut lernen – und Entdeckungen machen!

»ERFUNDEN« WURDE DER Bayerische Museumswein vor einem knappen Jahrzehnt, weil Prof. Raimund Wünsche, Ministerialdirigent Toni Schmid und der Chronist der Meinung waren, es sei auf Dauer nicht hinnehmbar, dass bei Festen und Feiern im Museumsbereich – gern mit Blick nach Italien – teilweise »Gewächse« ausgedient wurden, die diesen Namen schlicht nicht verdienten. Manchmal konnte man sogar bezwei-

fel, dass sie ihren Ursprung ausnahmslos in einem Weinberg hatten. Dabei bestand gar kein Grund für fragwürdige Importe. Die fränkischen Winzer hatten Mitte der 90er Jahre gerade beim Silvaner eine Qualitätsentwicklung eingeleitet, die im ganzen deutschen Sprachraum keinen Vergleich zu scheuen brauchte: Bodenbearbeitung, Auswahl der Klone, Rebschnitt, Laubarbeit und eine vernünftige Ertragsbegrenzung begannen ihre Früchte zu tragen. Jüngere, auch internationale Vergleichsverkostungen bestätigten, dass das damit erreichte Niveau bemerkenswert hoch war.

Die Winzer hatten ihre Hausaufgaben also gemacht, nun kam es darauf an, dies auch wahrzunehmen und angemessen zu würdigen. Die Auswahl eines »Bayerischen Museumsweins« bot sich dafür an: Wein ist ein Kulturgut mit tiefen historischen Wurzeln und mit Querverbindungen in viele künstlerische oder kunststoffliche Bereiche. Von Lese- und Kelterdarstellungen im alten Ägypten und den Kultan der griechischen wie der römischen Antike über die Bedeutung von Trauben und Wein in der christlichen Religion bis zum Wein als Thema in der bildenden Kunst vom Mittelalter bis zur Gegenwart bestehen sehr dichte und vielfältige Bezüge. Die Museen sind voll von Belegen dafür. Die Verbindung der beiden Bereiche lag also in der Luft.

DIE ALLJÄHRLICHE AUSWAHL und Präsentation der Museumsweine wurde bald zu einer Erfolgsgeschichte. Ausgestattet mit wechselnden Sonderetiketten, die, wie erwähnt, Motive aus bayerischen Museen und Sammlungen zeigen, finden sie stets so raschen Absatz, dass der Silvaner-Kabinett-Bestand des 2009ers bei einem der vorn liegenden Winzer unvermittelt auf Null reduziert wurde und mit dem Jahrgang 2010 sogar Engpässe drohten. Und es soll mittlerweile für die mittlerweile 10 Jahre alte Edition sogar vereinzelte Sammler geben.

Grund genug, im Mai 2012 die nächste Dekade in Angriff zu nehmen!

Dr. Stefan Krimm war bis vor kurzem als Ministerialrat im Kultusministerium für die Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde verantwortlich. Auch nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst wirkt er weiterhin in der Jury zur Kür der jährlich besten Museumsweine mit – zum Glück!

von oben nach unten
Weinkönigin Sabine Ziegler, Dieter Dorn,
Winzer Waldemar Braun, Winzer Rudolf May,
Irene Bösel, Dr. Stefan Krimm
mit Waldemar Braun.



DEPESCHE AUS DER VILLA CONCORDIA SAISONALE GRÜSSE! HERZLICHE!



Liebe Leserin, lieber Leser,

in den USA ist es einfach (obwohl es eigentlich sehr kompliziert ist): Man schreibt »Happy Seasons Greetings« und schließt alle Konfessionen, Völkergruppen, profanen Befindlichkeiten ein, denn gegen die Jahreszeit kann auch die political correctness nur müde lächeln. In der Villa wünschen wir uns gegenseitig und sehr fröhlich »Frohe Weihnachten«, »Gleðileg jó!« und »Merry Christmas« und blicken zurück auf 12 Monate voller Begegnungen. Alles stand – nachdem wir dem portugiesischen Jahrgang Lebewohl gesagt hatten – im Zeichen des vulkanisierten Landes im hohen Norden, dessen Literatur in diesem Jahr Mittelpunkt der Frankfurter Buchmesse war. Neben den Literaten Einar Kárason und Sigurbjörg Prastardóttir, die in ständigem Einsatz in Sachen Literatur waren, waren auch die Komponisten Atli Heimir Sveinsson und Askell Músson sehr gefragt. Die Werke des Letzteren wurden sogar anlässlich der Eröffnung der Messe in Frankfurt gespielt. Die bildenden Künstler Geirprúður Finnbogadóttir Hjórvar und Egill Sæbjörnsson waren nicht nur beim Ingolstädter Kunstverein mit gelungenen, verblüffenden Ausstellungen vertreten, sondern auch bei der Bamberger Museumsnacht und in der Villa Dessauer, in der Bremer Kunsthalle und hie und da auf internationalem Parkett.

Sie können sich vorstellen, dass unsere internationalen Gäste uns unsere direkte Umgebung immer wieder anders sehen lassen. Zum Beispiel wusste ich nicht, wie viele Isländer hier leben. Geschweige denn, dass sie alle für die Bamberger Symphoniker spielen. Ich wusste nicht, wo man Kaninchen kaufen kann, wenn man Lust auf Hasenbraten hat – bis unsere Gäste danach verlangten (»Fisch haben wir genug!«). Ich konnte viele Hintergründe zur isländischen Weltauffassung nur aus Büchern und lernte die Sagas in den Gesprächen mit unseren Künstlerinnen und Künstlern kennen, die sich zum Teil in ihren Werken direkt an die Geheimnisse der Frühzeit der Ting-Versammlungen heften. All das sind große Bereicherungen. Aber Sie wissen ja, wir sind mindestens bi-national, und so sind unsere deutschen Gäste diejenigen, die für den »Kitt« sorgen, uns und die ganze Gruppe an Stipendiaten zusammenhalten. Die Autoren Wolfgang Schlüter und Heiko Michael Hartmann, die

IMPRESSUM
© Copyright:
Bayerisches Staatsministerium
für Wissenschaft, Forschung und Kunst
Salvatorstraße 2 | 80333 München
ISSN 1432-6299

Redaktion:
Toni Schmid (verantw.)
Dr. Elisabeth Donoghue
Silvia Bachmair (Adressenverwaltung)
silvia.bachmair@stmwfk.bayern.de
Telefon: 089 . 21 86 22 42
Fax: 089 . 21 86 28 13

aviso erscheint viermal jährlich.

Titelbild: Privatbesitz

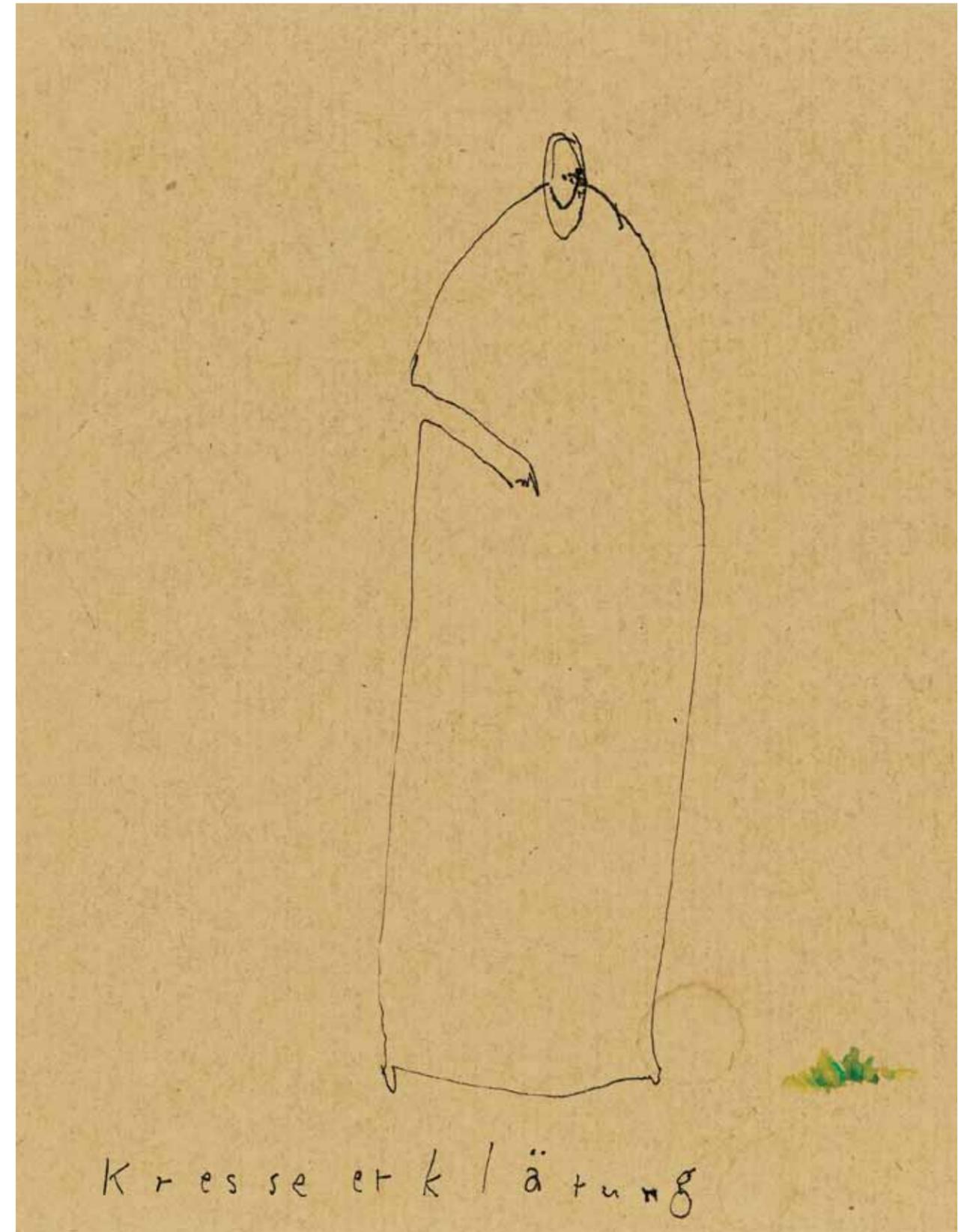
Gestaltung:
Gisela und Walter Hämmerle
Atelier für Gestaltung | 84424 Isen
www.atelier-haemmerle.de

Gesamtherstellung:
Bonifatius GmbH | Druck-Buch-Verlag
Karl-Schurz-Str. 26 | 33100 Paderborn
www.bonifatius.de

Komponisten Márton Illés und Arash Safaian sowie die bildenden Künstler Sebastian Kuhn und Aldona Kut, die ein Ehepaar sind und für den bereits in letzter Depesche erwähnten 13. Stipendiaten gesorgt haben (einen wunderbaren kleinen Jungen), waren unsere »Mannschaft«. So konnten wir zahlreiche Schulklassen willkommen heißen, deren Fragen sich Sebastian Kuhn in seinem Atelier mit Geduld und Freude widmete. Wie lange sind Sie schon Künstler? Warum sieht die Kunst manchmal so »normal« aus, wird gar nicht mehr vergoldet? Wie alt waren Sie, als Sie Ihr erstes Kunstwerk geschaffen haben? Wieder waren Autoren mit uns in der JVA Ebrach, der wir zahlreiche Möbel und gute Zusammenarbeiten verdanken und haben dort wertvolle Denkanstöße gegeben und auch erhalten, wie mir Heiko Michael Hartmann versichert. Sibylle Lewitscharoff, die ihre Wege nur ein halbes Jahr zu uns geführt haben, hat uns schmeichelnde Zeilen hinterlassen, die ihre Zeit bei uns mit Lob füllen. Derzeit muss sie die Bestsellerlisten anführen, da kann sie auf stille Bamberger Zurückgezogenheit zugunsten eines geschätzten Kollegen verzichten und will doch zu Besuch kommen und im Februar für uns zusammen mit ihm lesen. So ist es ein schönes Miteinander geworden in diesem Jahr, ein buntes, trubeliges. In der letzten Depesche habe ich von Herrn Grau, unserem Besuchskater erzählt. In dieser Depesche geht es um die Menschen, die er besucht, und die sind alle weihnachtlich gestimmt und winken aus dem großen Haus mit Vorfreude auf ein deutsch-schweizerisches Jahr! Aber zunächst: saisonale Grüße, herzliche!

Nora-E. Götz

© Tobias Bohm



aviso 4|2009
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

KLIAUS PODAK RÄT UNS, DAS STREITEN ZU ÜBERN // **WILFRIED STROM** ZEIGT, WIE SICH SCHON DIE HELDEN DER ILLAS NACH STREICH UND FADEN BELIEBIDOTTEN // **ROSWIN FINKENZELLER** HALT WERTS VOM STREITVERMEIDEN // **MARTIN ROSEBACH** WÜRDEGT DEN STREITFELDEN **ERICHARD HENSCHOLD**, DER MIT DEM JEAN PAUL FREDZ 2009 AUSGEZEICHNET WURDE // **WIM WINDERS** LÄSST ÜBER DAS ORPHÉE IN REGENSBURG NICHT MIT SICH STREITEN



DIE KUNST DES STREITENS

aviso 1|2010
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

SVEN GRAMPP FOLGT DER AMEISENSTRASSE DES ERFOLGS // **HANS-JOACHIM BUNGARTZ** DRÖSELT ELTÄRE DE- WERE AUF // **THOMAS MÄCHRENER** LIEBT FAHRTEN IM DIGITALEN GEGESTRUPP // **MARTIN NEZCEKREBA** SURFT AUF DER COUCH // **GÜNTER WIESS** UND **MARTIN PAULSTON** REISEN DURCH DIE WELTEN DER BAYRISCHEN FORSCHUNGSVER- BÜNDE // **EDON JOHANNES OREIN**, SPEZISTE BEIM SCHISSL-WORT IN AMBERG



NETZWERKELN - EVERYTHING IS CONNECTED

aviso 3|2009
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF H. REICHOLF ERKLÄRT DEN SPIELTRIEB DES HOMO LUIGENS // **TOM WERNKE** ERFINDET SPIELE // **HELMUT SATZGER** NUTZT COMPUTERSPIELE FÜR DIE WISSENSCHAFT // **NORA GOMMINGER** FREUT SICH AUF DIE VILLA CONCORDIA // **HELMUT SCHWABE** ERZÄHLT ÜBER SPIELZEUG IN FRANKEN // **DIETER HANTZSCH** PORTRÄTIERT **KLIAUS SCHREINIK** // **PIANO PAUL** HALT ANSCHAUHLICHEN UNTERRICHT // **ERICHARD HENSCHOLD** BEDACHTET



SPIELEN

aviso 3|2010
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

CHRISTIAN STÜCKL PFLEGT BEKANTERMÄSSIGEN PASSIONEN // **ANDREAS TÖNNERMANN** ERKLÄRT DIE ENERGIE DES LASERS // **HERMANN UNTERFÖRDER** LÄSST LICHTSTRAHLEN FUNKELN // **GERD LEUCHS** BETRIEHT PHYSIK DES LICHTS // **JOSEF H. REICHOLF** REISHT SICH INS DUNKLE // **NORHWIG GOMMINGER** BELEUCHTET KONKRETE KUNST IN REGAU // **RICHARD LOBEL** ZEICHNEN RASZIERERT



LICHT

aviso 4|2010
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

KLIAUS TROIANOW FREUT SICH AUF DAS LITERATURFEST MÜNCHEN // **DIETER REHM** DRÜCKT GERN DRUP // **OLIVER JAHRAUD** BRICHT EINE LANZE FÜR DIE BOLOGNA-REFORM // **HANS-JOACHIM BUNGARTZ** WAGT WIKIPEDIA AN // **CHRISTOPH WAGNER** HAT BEI SEINER FURTHEM WISSENSRECHT // **MATHIEU WELLMER** ZEITET REISE FRIEDREICHEN DER THERESIENWISSE // **SUSANNE FRANK** PUMPSCHNUELL // **PETER ENGEL** SCHAFFT BIKINENBEWERTUNGSSCHAFFEN



BILDUNG

aviso 1|2011
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

ROSWIN FINKENZELLER AMÜSIERT SICH ÜBER ANGESCHWEMMTE // **WALTER GRASSKAMP** ERKLÄRT KUNSTTITZE // **MAX KYPFFELER** FINDET IN DER MODERNE MUSIK WEISZ ZUM LACHEN // **MICHAEL TITZE** LACHT DEN IN STRESS WEG // **BARBARA WELZ** BETRACHTET HUNDEN HUNDWISSENS // **MARIA GAZZETTI** FREUT SICH AUF FREI IN MÜNCHEN // **RICHARD WÜNSCHE** KLEIDET DIE ADIETEN NEU EIN // **DIETER HANTZSCH** PORTRÄTIERT **KARL-HEINZ HOFFMANN**



TROTZDEM: LÄCHEN

aviso 2|2011
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

PETER STROH-SCHNIEDER PLÄZERT FÜR DIE VIELFALT DER WISSENSCHAFTSSPRACHEN // **FRANZ RAUPE** HOOKMAT IST DIE MUTTERSPRACHE IN DEN NATURWISSENSCHAFTEN UNTERSIEZLICH // **HANS-JOACHIM BUNGARTZ** BEACHTET E-MAILS // **OLIVIER HOLZNER** ÜBER DIE FOLLE DER DEUTSCHEN SPRACHE // **ROSWIN FINKENZELLER** ZEITET LEBENSRAF // **NORA GOMMINGER** REIKT PORTUGESSEN BACH // UND **DIETER HANTZSCH** PORTRÄTIERT **FRANZ XAVER BOGNER**



VOM ZUSTAND UNSERER SPRACHE

aviso 3|2011
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF H. REICHOLF ZEITET LEBEN MÜNDET IN KRISE // **GERHARD SCHULZE** MÄC IN KRISENZEITEN BESSER NACHZUEHENDEN // **AMIN NASEHEN** APPELLIERT AN UNS, DIE KRISE ZU LEBEN // **NORA GOMMINGER** PACTET DIE ALLTAGSKRISE BEI DEN HÖRNERN // **OLIVIER HOLZNER** SEHT DIE EISZEIT KOMMEN // **EVA WAGNER-PASSOONER** IM WISZ-GEPRÄCH



KRISE - WELCHE KRISE?

aviso 4|2011
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

MAX DORNER HAT SICH IN BAYERISCHE HEILIGE VERLIEBT // **HERBERT PÖHNL** FOTOGRAFIERT HINTERBAYERN // **HANS HANTZSCH** SCHAUET DA GERAD HIN // **ANTONIO PELLEGRINO** SICHT HEIMATSPUREN // **NORA GOMMINGER** SCHWÖRT AUF PHARABESCHULE IM FELKAN // **BERNHARD WITTMANN** STEHNT SICH GEGEN SPRACHVERBODUNG // **MANFRED PRINZEL** BESICHTET VON DER SCHOOL OF EDUCATION // **DIETER HANTZSCH** PORTRÄTIERT **MARTIN MUSEL**



HEIMAT

aviso erscheint viermal im Jahr. Nähere Informationen finden Sie unter www.wissenschaftsministerium.bayern.de/Mediathek/Mediathek.aspx
 Bei Interesse an einzelnen Heften wenden Sie sich bitte an die Redaktion (Impressum S. 50).

